



Werkstattheft
**Der demografische Wandel
in Europa**

Werkstattheft
Internationale Studienwoche 2014
Der demografische Wandel in Europa

«Von einer Minute auf die andere war ich allein. Es war totenstill im Haus.»

Aus: «Reise an den Rand des Universums» von Urs Widmer, S. 44.

Urs Widmer sollte mit einer Lesung aus seinem neuesten Buch die Internationale Studienwoche abschliessen. Leider musste er wegen Krankheit absagen; am 2. April 2014 verstarb er 75-jährig.

<u>Simone Gretler Heusser und Jasmin Jung-Blattmann</u>	
Einleitung	5
<u>Simone Gretler Heusser</u>	
Der demografische Wandel kommt – es kommt darauf an, ihn nicht zu verschlafen	7
<u>Walter Schmid</u>	
Demografischer Wandel – die Zahlen und darüber hinaus	10
<u>Martin Hafen</u>	
Alter als soziale Konstruktion	14
<u>Carlo Knöpfel</u>	
Bedroht der demografische Wandel die Soziale Sicherheit im Alter?	21
<u>Joëlle Zimmerli</u>	
Wo findet der demografische Wandel statt? Beispiele aus Schweizer Gemeinden	24
<u>Anna Ciraso-Calí und Anna Planas Lladó</u>	
The Empowerment Process throughout a Participatory Evaluation Project in the View of Demographic Change	28
<u>Michael Hagedorn</u>	
KONFETTI IM KOPF – Demenz berührt mit vielen Gesichtern	33
<u>Franziska Maurer</u>	
Der demografische Wandel und seine Auswirkungen für die Schweiz	36
<u>Andreas Kaufmann</u>	
Der globale demografische Wandel	37
<u>Jasmin Rothen</u>	
Müssen die Spitex und die Soziale Arbeit bald die gleichen Aufgaben erfüllen?	39
<u>Daniel Slama</u>	
Durch eine Entschädigung pflegender Angehöriger von pflegebedürftigen alten Personen würde der Staat einen wertvollen Beitrag zur Sicherung der Alterspflege leisten	40
<u>Julia Minder</u>	
Friede – Freude – Eierkuchen?	42
<u>Jasmin Jung-Blattmann, Ramona Binzegger, Lea von Büren und Verena Egli Felber</u>	
Das World Café	44
Zur Fragestellung 1 des World Cafés	44
Zur Fragestellung 2 des World Cafés	45
Zur Fragestellung 3 des World Cafés	45
<u>Jasmin Jung-Blattmann</u>	
Die Literaturliste zur Internationalen Studienwoche 2014	47
<u>Natalija Boskovic, Petra Helfenstein und Remo Bissig</u>	
Rückblick: Die Woche in Bildern	49

Einleitung



Prof. Simone Gretler Heusser
Dozentin und Projektleiterin
Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Hier ist es, das Werkstattheft zur Internationalen Studienwoche 2014 zum Thema «Demografischer Wandel in Europa». Die Studienwoche hat vom 27. bis zum 31. Januar 2014 an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit stattgefunden. 180 Studierende der Sozialen Arbeit aus allen Semestern und allen Studienrichtungen beteiligten sich an der Woche, diskutierten in den Workshops mit, machten einen Besuch in der Praxis, organisierten Gruppendiskussionen und kulturelle Anlässe und dokumentierten alles mit Fotos. Die Woche begann am Montag mit der traditionellen Einführung von Walter Schmid, gefolgt von drei Referaten, die das Thema aus Schweizer Perspektive beleuchteten. Joëlle Zimmerli ging dem demografischen Wandel in der Schweiz aus der Perspektive der Gemeinden nach, wobei sie die je nach Umgebung unterschiedlichen Wohnbedürfnisse in den Fokus nahm. Martin Hafen befasste sich in seinem Referat mit dem Alter als sozialer Konstruktion. Carlo Knöpfel schloss den Schweizer Tag ab mit seinem Beitrag zur Altersversorgung in der Schweiz. Alle diese Beiträge finden sich in diesem Heft in gedruckter Form. Am Dienstag der Internationalen Studienwoche werfen wir jeweils einen Blick über die Landesgrenzen. Dieses Jahr wurden zwei aktuelle Projekte aus Deutschland respektive Spanien vorgestellt: Michael Hagedorn präsentierte die Kampagne «Konfetti im Kopf» zur Sensibilisierung der Gesellschaft in Bezug auf Demenzerkrankungen, welche zuletzt in Hamburg realisiert wurde. Anna Planas Lladó und Anna Ciraso-Calí zeigten anhand eines Gemeindeentwicklungsprojektes in einer Vorstadt von Barcelona auf, wie partizipative Forschung als Empowerment wirken und auch den Generationendialog fördern kann. Rainer Fretschner formulierte in seinem Referat einen Appell an die Soziale Arbeit, den demografischen Wandel nicht zu verschlafen, sondern seine Chancen zu erkennen und sich den Herausforderungen zu stellen.



Jasmin Jung-Blattmann
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Am Mittwoch besuchten die Studierenden in zehn Gruppen unterschiedliche Projekte, Initiativen und Einrichtungen, welche in einem Zusammenhang mit dem demografischen Wandel stehen. Es waren dies:

- zwei Generationenhäuser, wobei eines ein Mehrgenerationenwohnhaus (Verein Convivenda) und das andere eine (geplante) Anlaufstelle für alle Generationen (Generationenhaus Bern) ist;
- zwei Wirtschaftsunternehmen, nämlich der Impact Hub Zürich, welcher zusammen mit anderen Institutionen den «Prix Génération» zur guten Generationenarbeit mitträgt, sowie die Beratungsfirma Consenec AG, welche auf das Wissen erfahrener Führungskräfte aufbaut;
- das Entwicklungskonzept der Stadt Luzern zu einer neuen Alterspolitik «Altern in Luzern»;
- die Vereine «8 und 80 Generationenwerkstatt Binningen», «Urspur Nidwalden» und «KISS Luzern», welche Generationenprojekte realisieren, in denen Seniorinnen und Senioren Spaziergänge für die jüngere Generation anbieten beziehungsweise Nachbarschaftshilfe mit Zeitgutschriften organisiert wird;
- das Projekt «Der Rote Faden», welches Beratung für Angehörige von Demenzerkrankten anbietet, sowie last but not least
- das iHomeLab des Departements Technik & Architektur der Hochschule Luzern, in welchem technische Applikationen im Wohnbereich entwickelt und erprobt werden.

Ihre vielfältigen Eindrücke aus diesen Besuchen tauschten die Studierenden am Donnerstag untereinander aus, um sich dann in einem World Café mit Fragen zur Bedeutung des demografischen Wandels für die Berufsfelder der Sozialen Arbeit auseinanderzusetzen. Der Freitag stand im Zeichen des Rück- und Ausblicks und der Evaluation. Die Lesung mit Urs Widmer, dessen neuestes Buch «Reise an den Rand des Universums» ein wunderbarer Abschluss der Woche gewesen wäre, fiel bedauerlicherweise krankheitshalber aus. Dafür gab die Podiumsdiskussion mit den Dozierenden Michael Doerk und Martina Schilliger, der – auch – im Altersbereich tätigen Soziokulturellen Animatorin Deborah Mathis sowie der pensionierten Sozialarbeiterin, Dozentin und aktiven Alterspolitikerin Agatha Fausch nochmals Raum, Fragen zu stellen und Positionen zu beziehen.

Eine Gruppe von Studierenden begleitete die Woche mit der Fotokamera; ebenfalls aus der Hand von Studierenden stammte das Kulturprogramm mit Filmvorstellungen, einer Foto- und Videoaus-

stellung sowie einem Konzert mit offeriertem Dessert. Kulinarisch verwöhnt wurden wir die ganze Woche von Kurt Koch und seinem Team.

Dank

Neben den Referierenden und Teilnehmenden der Studienwoche sowie den besuchten Institutionen möchten wir unseren Kolleginnen und Kollegen danken, welche eine Gruppe durch die Woche begleitet haben. Es sind dies: Michael Doerk, Rebekka Ehret, Anita Glatt, Gabi Hangartner, Donat Knecht, Katharina Lechner, Reto Stäheli, Mario Störkle und Bernard Wandeler. Besonders danken möchten wir weiter Stefanie Fellner, Eva Schümperli-Keller, Peter Stade und Obed Urena für ihre Unterstützung vor, während und nach der Studienwoche.

Simone Gretler Heusser und Jasmin Jung-Blattmann, Modulverantwortliche

Der demografische Wandel kommt – es kommt darauf an, ihn nicht zu verschlafen



Prof. Simone Gretler Heusser
Dozentin und Projektleiterin
Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Die Menschen werden immer älter – das ist ein Grund zum Feiern, aber auch eine Herausforderung (UNFPA 2012). Dank der Tatsache, dass immer mehr Menschen in der Schweiz ein hohes Alter erreichen, wird die Gesellschaft insgesamt durchschnittlich immer älter; Ende 2011 betrug der Anteil der Menschen über 65 Jahren in der Schweiz 17 % (Bundesamt für Statistik BFS 2013, S. 5). Dies sowie die niedrige Geburten- und Fertilitätsrate sowie die Zunahme der Hochaltrigen über 80 Jahren führen zur Konzeption des dreifachen Alterns der Gesellschaft: Erstens wächst der Anteil der Menschen über 65 Jahren und zweitens nimmt besonders die Anzahl der Menschen über 80 Jahren zu, während drittens der Anteil der Kinder und Jugendlichen anteilmässig sinkt.

Das Bundesamt für Statistik rechnet in verschiedenen Szenarien und Varianten. In allen wird sich jedoch der Anteil der 65- bis 79-Jährigen an der Wohnbevölkerung in der Schweiz bis 2060 erhöhen, von 13,6 % im Szenario «Abgeschwächte Alterung» bis 19 % im Szenario «Verstärkte Alterung» (BFS 2002, S. 70). Noch stärker ist die Zunahme bei den Personen über 80 Jahren: Während vor der Jahrtausendwende (Ende 1999) 283'500 Personen von 80 Jahren oder mehr in der Schweiz lebten, erwartet das Bundesamt für Statistik bis im Jahr 2060 hier eine Zunahme von 1 bis 3,2 % pro Jahr (je nach Szenario und Variante). Nimmt man eine sehr hohe Lebenserwartung bei Geburt und zudem eine starke Zunahme der Lebenserwartung mit 65 Jahren an, so könnten im Jahr 2060 über 800'000 Personen über 80 Jahren in der Schweiz leben (BFS 2002, S. 72).

Wie in anderen europäischen Ländern federt auch in der Schweiz die Migrationsbevölkerung die Alterung der Bevölkerung ab. Während auf 100 ausländische Personen im erwerbsfähigen Alter (20 bis 64 Jahre) elf pensionierte, in der Schweiz wohnhafte Ausländerinnen und Ausländer kommen, sind es auf 100 erwerbstätige Schweizer/innen schon 34 pensionierte Schweizerinnen und Schweizer (BFS 2013, S. 7). Ohne Migration würde die Bevölkerung in der Schweiz heute schon schrumpfen, und die demografische Alterung wäre zudem noch viel ausgeprägter (siehe zur Migrationsthematik auch den Beitrag von Walter Schmid in diesem Heft, S. 10). Jedoch wird in den nächsten Jahren auch die Zahl der älteren Migrantinnen und Migranten in der Schweiz wachsen, wenn auch längst nicht alle der ehemaligen «Gastarbeiter» der 1960er-Jahre ihre Altersjahre in der Schweiz verbringen.

Für die Soziale Arbeit – wie natürlich auch für alle andern mit gesellschaftlichen Veränderungen befassten Professionen – geht es also darum, die richtigen Konzepte und Handlungsabläufe zu entwickeln, um die bevorstehenden Herausforderungen meistern zu können. Dabei ist «alt nicht gleich alt» – ganz im Gegenteil. Eine 60-jährige Frau hat im Jahr 2014 eine ganz andere (statische) Lebenserwartung, aber auch eine ganz andere soziale Sicherung, wahrscheinlich einen ganz anderen Gesundheitszustand, möglicherweise eine andere familiäre Einbindung, einen anderen Bildungsstand, andere technische Möglichkeiten und Kompetenzen und somit eine andere individuelle Zukunftsperspektive als eine 60-jährige Frau in der Schweiz sie 1964 oder 1914 hatte. Sie wird aber auch von aussen anders wahrgenommen und angesehen: als finanzkräftige potenzielle Kundin vielleicht oder als mögliche Freiwillige in der Gemeinde, als Kinderhüte für Enkelkinder oder als erfahrene Arbeitskraft.

Alter und Altern sind sozial konstruiert. Ähnlich wie bei der Unterscheidung von *sex* und *gender* ist dabei auch beim Alter das biologische Alter gegenüber dem kulturellen Alter weniger bedeutend respektive aussagekräftig (siehe dazu die Ausführungen von Martin Hafén in diesem Heft, S. 14). Kommt dazu, dass die Gruppe der über 65-Jährigen in der Schweiz ein Bevölkerungssegment mit einer ausgesprochen hohen Diversität und auch sozialen Ungleichheit darstellt. Während beispielsweise die, welche Vermögen erben, tendenziell immer älter werden und oft erst erben, wenn sie selbst schon im oder nahe dem AHV-Alter sind (weil ja auch die Vorfahren von der gestiegenen Lebenserfahrung profitieren), haben andere alte Menschen lediglich die AHV-Rente als Einkommen. Die Minimalrente für eine Einzelperson, welche lückenlos Beiträge geleistet hat, beträgt gemäss Website der Sozialversicherungsanstalt Zürich monatlich CHF 1'170.– (zu den ökonomischen Unterschieden und zum System der Alterssicherung in der Schweiz siehe den

Beitrag von Carlo Knöpfel in diesem Heft, S. 21). Aber auch das Wohnumfeld, die familiäre Situation, die gesundheitlichen Möglichkeiten und nicht zuletzt die im Verlauf des Lebens gesammelten Erfahrungen prägen die Interessen, die Bedürfnisse und die Kompetenzen alter Menschen (zu den grossen Unterschieden in Bezug auf die Wohnbedürfnisse und -angebote in ländlicher und städtischer Umgebung sowie in der Agglomeration siehe den Beitrag von Joëlle Zimmerli in diesem Heft, S. 24).

In seinem Referat kristallisierte Rainer Fretschner von der Fachhochschule Kiel sechs soziale Folgen heraus, welche die demografische Entwicklung mit sich bringt:

1. Der Altersquotient (Verhältnis von Bevölkerung im Erwerbs- und im Rentenalter) verändert sich.
2. Die sozialen Sicherungssysteme müssen nachhaltig finanziert werden (Umlageverfahren).
3. Es gibt eine absehbare Zunahme der relativen und absoluten Altersarmut (auch als Folge der Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse).
4. Es gibt einen branchenspezifischen Fachkräftemangel, etwa in der Pflege, aber auch in handwerklichen Berufen.
5. Es stellt sich die Frage, ob sich zwischen den Generationen zunehmend Verteilungskonflikte entzünden.
6. Eine Rückverlagerung der Folgekosten auf die kommunale Ebene zeichnet sich ab.

Was heisst dies nun für die Zukunft der Sozialen Arbeit? Hier machte Rainer Fretschner fünf Themenfelder als besonders wichtig und zukunftsweisend aus. Es ist dies zum einen die **Vernetzung** im Quartier respektive Stadtteil oder Sozialraum. Wie wichtig dabei die Arbeit gerade auch der Soziokulturellen Animation ist, führte die Quartierarbeiterin und Soziokulturelle Animatorin Deborah Mathis aus, welche in Solothurn West Projekte für ein altersgerechtes Quartier initiiert (Age Stiftung 2012), ermöglicht und begleitet. Im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel stets erwähnt wird auch die Notwendigkeit einer sinnvollen **Kombination von professioneller Unterstützung und freiwilligem Engagement**; dieses Anliegen formulierte sowohl Deborah Mathis aufgrund ihrer konkreten Erfahrung wie auch Rainer Fretschner aus professionsentwicklerischer Perspektive.

Der Einsatz und die Vermittlung **neuer Technologien** ist ein weiteres, die Soziale Arbeit betreffendes Feld, ebenso wie die **Förderung generationenübergreifender und -vermittelnder Projekte und Initiativen**. In der Studienwoche erwähnte dies die pensionierte Sozialarbeiterin Agatha Fausch, es ist aber auch ein Anliegen der Alterspolitik der Stadt Luzern. Schliesslich verwies Rainer Fretschner auf die zunehmende Bedeutung der **Seniorenwirtschaft**. Dies bedeutet, dass rund um die alten Menschen verschiedene Dienstleistungen und Angebote entstehen, welche volkswirtschaftlich mit zunehmender Alterung der Bevölkerung auch zunehmend ins Gewicht fallen.

Soziale Arbeit mit alten Menschen ist nach Rainer Fretschner als Querschnittsaufgabe zu verstehen. Es geht um die Entwicklung intergenerationeller Angebote, die intergenerationelle Öffnung der sozialen Dienste – entsprechend der interkulturellen Öffnung der Institutionen. Auch Malu Dreyer (2013, S. 96ff.) betont die Notwendigkeit eines inklusiven Ansatzes. Soziale Arbeit mit alten Menschen bedeutet nicht, eine zusätzliche Schiene zu fahren, sondern in allen Bereichen daran zu denken, dass auch alte Menschen zum normalen Leben gehören. Im Bereich Alter und Migration geht es hier vielleicht um die Entwicklung kultursensibler Angebote, bei Alter und Bildung um die Unterstützung des lebenslangen Lernens. Alter und Partizipation heisst Aktivierung von Selbsthilfe und Ermächtigung von Freiwilligen. Ein schönes Beispiel dazu ist der Beitrag von Anna Planas Lladó und Anna Ciraso-Calí in diesem Heft, welche in einem Vorort von Barcelona die Möglichkeiten einer partizipativen Evaluation ausgelotet haben (S. 28).

Dabei können und müssen nach Rainer Fretschner alle Methoden und Instrumente aus dem Werkzeugkasten der Einzelfallhilfe, der Soziokulturellen Animation, der Sozialpädagogik und der Gemeinwesenarbeit eingesetzt werden.

Eine grosse Herausforderung für die Soziale Arbeit scheint immer noch zu sein, mit den Menschen – «auf Augenhöhe» – und nicht für sie zu arbeiten. Gerade in der Arbeit mit alten Menschen ist ein solcher beziehungsorientierter, wertschätzender und ressourcenfokussierter Ansatz jedoch zentral. Denn: Wer kennt die Bedürfnisse, die Anliegen, die Möglichkeiten und Probleme

besser als die Betroffenen selber? Damit sie zu Beteiligten werden können, ist das «Expertentum in eigener Sache» (Dreyer 2013, S. 102–103) anzuerkennen.

Im Rahmen der Internationalen Studienwoche haben die Studierenden auch intensiv diskutiert und ihre Diskussionsergebnisse festgehalten (siehe dazu S. 44 in diesem Heft). Auf **inhaltlicher Ebene** haben sich nach ihren Erkenntnissen folgende Themenbereiche im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel als zentral herausgestellt:

- Zusammenarbeit mit freiwillig Engagierten,
- interdisziplinäre Zusammenarbeit (mit Pflegefachleuten, Technikentwicklerinnen und -entwicklern usw.),
- neue Formen der Nachbarschaftshilfe/des Zusammenlebens in ausserfamiliären Strukturen,
- Befähigung, auf gesellschaftliche Veränderungen angemessen reagieren zu können,
- Befähigung, individuell (Berufsethik) und kollektiv (Berufsverband) Position beziehen zu können und Lobbyarbeit zu leisten.

Auf **organisatorischer Ebene** wurde festgehalten:

- Die Auseinandersetzung mit dem demografischen Wandel sollte schon im Grundstudium beginnen.
- Ähnlich wie bei der Gender-Thematik braucht es ein «Generationen-Mainstreaming».
- Bei der Methodenausbildung braucht es in allen Studienrichtungen eine spezifische Auseinandersetzung mit Methoden, welche dazu geeignet sind, verschiedene Gruppen von alten Menschen zu erreichen (wenig Gebildete, Migrantinnen und Migranten, Armutsbetroffene usw.).
- Zentral ist auch das Angebot von Praktikumsplätzen im Altersbereich.

Quellen

- Age Stiftung (2012). *Nachhaltige Quartierentwicklung Solothurn West*. Gefunden am 18.03.2014 unter www.age-stiftung.ch/Projekt.298+M5837605fdf2.0.html.
- Stadt Luzern (2014). *Luzern 60plus – Mitdenken und mitgestalten*. Gefunden am 18.03.2014 unter www.luzern60plus.ch/altern-in-luzern/alterspolitik/.
- Bundesamt für Statistik BFS (2002). *Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2000–2060*. Vollständiger Szenariensatz. Neuchâtel.
- Bundesamt für Statistik BFS (2013). *Taschenstatistik der Schweiz 2013*. Neuchâtel.
- Dreyer, Malu (2013). Anforderungen an die «Soziale Arbeit» vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und der Inklusionsdebatte. In: G. Bäcker, R. G. Heinzer (Hrsg.): *Soziale Gerontologie in gesellschaftlicher Verantwortung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 93–108.
- Sozialversicherungsanstalt Zürich (2014). *Leistungen – Wie hoch ist die Altersrente der AHV?*. Gefunden am 18.03.2014 unter www.svazurich.ch/internet/de/home/produkte/ahv/leistungsarten/altersrente/leistung.html.
- United Nations Population Fund (UNFPA) and HelpAge International (2012). *Ageing in the Twenty-First Century: A Celebration and A Challenge*. New York and London.

Demografischer Wandel – die Zahlen und darüber hinaus



Dr. Walter Schmid
Direktor
Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Bei diesem Beitrag handelt es sich um das Einleitungsreferat, welches Walter Schmid an der Internationalen Studienwoche 2014 gehalten hat.

Einleitung

In den vergangenen Jahren hat das Bundesamt für Statistik seine Berichte zur Demografie mit einem Deckblatt eingefasst, welches eine aus Begriffen gebildete Alterspyramide darstellte. Dabei kam eine erstaunliche Anzahl von Themen zusammen, welche mit der demografischen Entwicklung in Zusammenhang gebracht werden können. Neben Frauen, Männern und Kindern, Geburt, Tod und Sterblichkeit tauchen Begriffe wie Heirat, Scheidung, Zu- und Abwanderung, Zivilstand, Verwitwung, Nationalität, Einbürgerung, Alterung, Lebenserwartung, Städte und Besiedlung, kurz: eine Vielfalt von Themen auf, die in der einen oder anderen Weise mit dem demografischen Wandel in Zusammenhang stehen. Das Programm unserer diesjährigen Internationalen Studienwoche spiegelt diese Vielfalt.

Die Thematik der diesjährigen Woche ist von hoher Aktualität. In wenigen Tagen stimmt die Schweiz über die sogenannte Masseneinwanderungs-Initiative ab, die eine Beschränkung der Zuwanderung zum Ziel hat und die Schweiz zur Aufkündigung des Abkommens über die Freizügigkeit mit der Europäischen Union zwingen könnte. Im Vorfeld dieser für die Schweiz schicksalhaften Abstimmung wurde in einer Intensität über die demografische Entwicklung debattiert wie schon lange nicht mehr. Neben dem engeren Thema der Einwanderung wurde auch über die Bevölkerungsentwicklung, die Überlastung der Infrastruktur, die Knappheit des Wohnraums und den subjektiv empfundenen Dichtestress diskutiert und gestritten. Bei der später im Jahr anstehenden Abstimmung über die Ecopop-Initiative wird es noch expliziter um das Bevölkerungswachstum und seine Beschränkung gehen.

Die Alterspyramide als Icon

Demografische Entwicklungen ereignen sich nicht über Nacht. Sie zeichnen sich schon lange im Voraus ab und gehören zum wenig Gesicherten in den Voraussagen zur Zukunft. Allerdings sind sie aus dem Moment heraus gar nicht so leicht zu beobachten. Vielleicht stellt man fest, dass die Leute im Kino immer älter werden. Doch ist das so, weil es mehr Alte gibt, die ins Kino gehen, oder weil man selber immer älter wird und Filme anschaut, die auch die Altersgenossinnen und -genossen sehen wollen? Promeniert man hingegen an einem warmen Sommerabend dem Seeufer entlang, staunt man im Gegenteil über die vielen jungen Leute, die sich vergnügen, und freut sich, dass es mit der Überalterung nicht so weit her sein kann. Aber ist dies so, weil das Segment junger Menschen zugenommen hat oder weil der Quai ein beliebter Treff jugendlicher Ausländerinnen und Ausländer ist? Wer nach vielen Jahren aus dem Ausland in die Schweiz zurückkehrt, stellt in der Regel fest, dass die Bevölkerung bunter geworden ist. Es gibt mehr und grössere sogenannte *Visible Minorities*, die im Strassenbild auffallen.

Neben diesen sehr subjektiven Eindrücken gibt es selbstverständlich auch wissenschaftliche Befunde zum demografischen Wandel. Berühmteste statistische Darstellungform ist die Alterspyramide. Sie ist visuell prägend für die Demografiedebatte. Die Deutsche Bundespost hat ihr sogar schon eine Briefmarke gewidmet. Längst zum Icon geworden, lohnt es sich, kurz festzuhalten, was sie darstellt: Die Alterspyramide bildet die Bevölkerungsstruktur einer Gesellschaft ab, wobei die Altersverteilung getrennt nach Frauen und Männern auf zwei Seiten dargestellt wird. Auf der x-Achse ist die Anzahl Menschen eines Jahrgangs abgebildet, auf der y-Achse das Lebensalter der Menschen. Dabei werden in die eine Richtung die Anteile der Frauen, in die andere die Anteile der Männer dargestellt. So entsteht eine Darstellung, die sich im Wesentlichen spiegelbildlich zur zentralen Achse verhält. Nun ist es allerdings ein Allgemeinplatz, dass die sogenannte Alters- oder Gesellschaftspyramide in modernen Gesellschaften längst nicht mehr eine Pyramide ist, sondern verschiedene Formen annehmen kann: die Form eines Pilzes, einer Glocke, eines Baumes, einer Säule und was der Dinge mehr sind. Gleichwohl spricht man weiterhin von der Alters- oder Bevölkerungspyramide.

Die Schweiz als Sonderfall?

Die meisten modernen Gesellschaften haben heute mit einem Bevölkerungsschwund zu rechnen. Dies gilt neben Japan und Russland auch für die meisten europäischen Staaten. Die baltischen Staaten etwa, aber auch Italien – ausgerechnet das Land der Bambini – und Deutschland kennen einen markanten Bevölkerungsrückgang. Die Angst vor dem Aussterben geht um. Und in der Tat sind die Perspektiven schrumpfender Bevölkerungen bedrohlich für die auf Wachstum getrimmten Volkswirtschaften. So befassen sich inzwischen nicht nur Statistikerinnen und Statistiker, sondern Fachpersonen aller Disziplinen mit den Auswirkungen des demografischen Wandels. Die Debatte hat auch die Politik auf allen staatlichen Ebenen erfasst. Nicht nur die Rentenfrage steht im Raum, sondern auch die Zukunft der regionalen und lokalen Dienstleistungen und Infrastrukturen.

Auch in der Schweiz ist dieser Diskurs angekommen. Doch dieser wird hierzulande überlagert vom bereits erwähnten gegenläufigen Trend eines gleichzeitigen Bevölkerungswachstums durch Migration. Die kompensatorische Einwanderung führt zur Parallelität von Überalterung und Bevölkerungswachstum. Ohne die Migration hätte auch die Schweiz eine schrumpfende Bevölkerung. In den Augen vieler ist das Bevölkerungswachstum durch Migration, nicht die Schrumpfung durch Alterung, das Problem. Die Debatte über den demografischen Wandel wird vom Migrationsdiskurs überlagert. Was gilt nun? Gibt es zu viele Leute oder zu wenige? Gibt es Schrumpfung und Überbevölkerung gleichzeitig? Oder sagen wir es offen: Gibt es zu viele Menschen der falschen Sorte oder am falschen Ort?

Kompensatorische Migration

Die Schweiz steht mit der Diskussion über Demografie und Migration in Europa nicht allein. Es stellt sich generell die Frage, ob sich die demografischen Probleme durch Zuwanderung lösen lassen. Die kompensatorische Wirkung der Einwanderung ist dabei höchst umstritten. In welchem Umfang soll sie stattfinden? Wie lässt sie sich sozial verträglich gestalten? Ist sie nachhaltig oder verschiebt sie das Problem einfach um einige Jahre oder Jahrzehnte? Noch während kräftig über diese Fragen geschrieben, gerätselt und diskutiert wird, findet die kompensatorische Einwanderung faktisch statt. Sei sie legal oder illegal. Sie gehorcht den Bedürfnissen der Wirtschaft, den Bedürfnissen nach billigsten Landarbeiterinnen und -arbeitern ebenso wie jenen nach Fachkräften und Topkadern. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse haben das tatsächliche Migrationsgeschehen schon immer viel entscheidender geprägt als Gesetze, politische Konstellationen, Kontrollen und Konzepte. Die Einwanderung folgt seit Jahrzehnten ziemlich genau der Entwicklung des Bruttosozialprodukts. Unter den herrschenden ökonomischen Rahmenbedingungen braucht die Schweiz zwingend Einwanderung, um wirtschaftliches Wachstum zu generieren, die Produktivität zu steigern und damit die sozialstaatlichen Aufgaben zu finanzieren.

Die Rentenfrage wird im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel regelmässig ins Zentrum gerückt. Nicht zu unrecht. Das prognostizierte Verhältnis von Rentenbezüglern zu Rentenfinanzierern wird sich bekanntlich mit zunehmender Alterung der Bevölkerung zuspitzen. Die Migration hat bereits in den letzten Jahren zur Entschärfung des Problems beigetragen. Faktum ist, dass die überwiegend jüngeren Zuwandererinnen und Zuwanderer heute die Renten überproportional mitfinanzieren. Ohne sie müssten entweder die Prämien erhöht oder die Leistungen gekürzt werden. Viele Politikerinnen und Politiker sehen denn die Zukunft der Altersvorsorge als Hauptproblem des demografischen Wandels und verlangen eine Anpassung der Renten nach unten. Auch die grosse Rentenreform 2020, die der Bundesrat eben in die Vernehmlassung gegeben hat, versucht dieser Realität Rechnung zu tragen. Zahlreiche andere Staaten haben ihre Sozialversicherungen angesichts einer sich abzeichnenden Unterfinanzierung einer Überprüfung unterzogen oder angepasst.

Die unterschätzten Soft Factors

Die Fakten zum demografischen Wandel liegen auf dem Tisch. Die Bevölkerungsentwicklung lässt sich prognostizieren, wobei angesichts der Unvorhersehbarkeit der ökonomischen Entwicklungen mit unterschiedlichen Szenarien operiert wird. Je nach Szenario wird bis in 50 Jahren offiziell von einer Bevölkerung von acht bis zehn Millionen Menschen ausgegangen. Auch die Auswirkungen auf die Altersvorsorge sind berechnet und weisen auf markante Mehrkosten hin. Doch reichen diese Zahlen, um sich ein Bild der Zukunft zu machen? Bei Prognosen über den Zeitraum eines halben Jahrhunderts beschleicht mich regelmässig ein gewisses Unbehagen. Ich denke dabei an meine Grosseltern, die genau vor 100 Jahren, wohnhaft in Deutschland, volljährig geworden waren. Hätte man sie damals danach gefragt, wie sie sich die Zukunft in 50 Jahren, also 1964, vorstellen, ich glaube nicht, dass sie darauf gekommen wären, dass ihnen der Untergang des Kaiserreichs, zwei Weltkriege und eine tiefe Depression bevorstanden. Auch an den gewaltigen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg und an ihre Übersiedlung in die Schweiz hätten sie wohl nicht gedacht. Was die Zukunft wirklich bringt, kann anhand demografischer Prognosen nur sehr unzureichend in Erfahrung gebracht werden. Der Wandel wird primär gesellschaftlicher Natur sein. Entsprechend werden die «weichen Faktoren» ausschlaggebend für unsere Fähigkeit sein, die Zukunft gut zu gestalten. Einige dieser Soft Factors möchte ich benennen:

Zunächst geht es um die Wahrnehmung des demografischen Wandels. Problem- oder Glücksfall? Seit Menschengedenken träumen die Menschen davon, länger und gesund zu leben, den Kindstod zu vermeiden und dem frühen Tod zu entkommen. Nun leben wir in einer Gesellschaft eines langen Lebens, wie es die Menschheit noch nie kannte. Ich plädiere deshalb dafür, diese Gesellschaft des langen Lebens als zivilisatorische Errungenschaft zu begrüssen. Wir haben es also beim demografischen Wandel mit einer Chance und nicht mehr mit einem Problem zu tun.

Eine neue Generation entsteht

Das allein berührt allerdings erst die Wahrnehmung, nicht die Bewältigung der Aufgaben, die sich damit stellen. Als Erstes stellen wir fest, dass mit dem Wandel der Dreigenerationen- zur Viergenerationen-Gesellschaft eine neue Generation entstanden ist. Dies hat tiefgreifende Konsequenzen für den Aufbau der Gesellschaft und das Verhältnis der Generationen. Während zu Zeiten Bismarcks, der die erste Altersversicherung eingeführt hatte, die Menschen nach der Pensionierung durchschnittlich noch sieben Jahre lebten, sind es heute nahezu 20 Jahre. Die Zeit zwischen gut 60 und 85 Jahren, die Zeit zwischen Frühpensionierung und dem Leben als Hochbetagte also, wo es für die meisten dann ans Sterben geht, dauert heute fast so lange wie die Jahre der Kindheit, der Jugend und der Zeit bis zum Abschluss einer Erstausbildung zusammen. Während für die erste Lebensphase klare Bilder und gesellschaftliche Erwartungen vorliegen, fehlen solche für die sogenannte Dritte Generation weitgehend. Ausser einer Beteiligung dieser kaufkräftigen Bevölkerungsgruppe am Konsum und an allfälliger Freiwilligenarbeit haben wir ihr nichts zu bieten und es wird von ihr auch nichts erwartet. Indem ich hier von bieten schreibe, tappe ich selber in die Falle. Es entsteht der Eindruck, es gehe darum, dieser Bevölkerungsgruppe etwas zu bieten, zu gewähren, als wäre sie nur beschränkt zur Selbstbestimmung fähig. Angesichts der Tatsache, dass die über 60-Jährigen an vielen Orten mehr als 30 Prozent der Wählenden und Abstimmenden ausmachen, ist dieser Eindruck ziemlich verfehlt. Es wird entscheidend sein, ob und wie es gelingt, die Funktion dieser Generation in einer Gesellschaft des langen Lebens gemeinsam neu zu designen.

Eine Veränderung der gesellschaftlichen Erwartungen und Funktionen der Dritten Generation bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die anderen Generationen. Dabei müssen diese Veränderungen zwingend zu einer Entlastung der sogenannten Sandwich-Generation führen, also der 30- bis 55-Jährigen, die heute in vielfältiger Weise belastet ist, und zwar nicht nur wegen wachsender Abgaben für die Sozialversicherungen, sondern auch wegen ihrer doppelten Belastung mit der Kinder- und später Altenbetreuung. Zudem untersteht diese Generation einem ausserordentlichen beruflichen Leistungsdruck bei gleichzeitig abnehmenden Sicherheiten. Mit ins Bild gehört auch die Frage der Verteilung und Vererbung von Vermögen in unserer Gesellschaft. Der Grossteil der Vermögen befindet sich heute in der Hand der über 65-Jährigen.

Zu den Soft Factors gehört im Weiteren der Umgang mit der kompensatorischen Einwanderung. Alle Prognostikerinnen und Prognostiker sagen voraus, dass wir Einwanderung brauchen und haben werden. Wie gelingt es uns, Migrantinnen und Migranten mit den erforderlichen Qualifikationen zu gewinnen und zu integrieren, ohne dass übermässige gesellschaftliche Spannungen durch Unterschichtungen und Überschichtungen entstehen? Wird es der Schweiz gelingen, von der archaischen Einbürgerungspraxis Abstand zu nehmen und zu einem neuen Verständnis von Citoyenneté zu kommen, das alle Einwohner und Einwohnerinnen mit einschliesst?

In einer Gesellschaft des langen Lebens ist die Verteilung der Erwerbsarbeit als bedeutende Ressource ein entscheidender Faktor. Werden wir weiterhin steril über das richtige Rentenalter diskutieren und streiten? Bleibt es, wie in den vergangenen Jahren, bei politischen Blockaden oder wird es möglich sein, flexible, der Leistungsfähigkeit der Menschen angepasste Lösungen zu entwickeln? Wie wird gleichzeitig sichergestellt, dass auch jungen Menschen eine gute Chance zum Arbeitsmarkteintritt und zur Übernahme von Verantwortung eingeräumt wird? Es kann nicht sein, dass die Phase der intensiven Erwerbsarbeit immer mehr schrumpft, einerseits durch sehr lange Ausbildungen, gefolgt von endlosen Praktikumsschlaufen, und andererseits durch eine immer frivoleren Frührentenpraxis. Werden die Sozialpartner in der Lage sein, flexible Arbeitsverhältnisse so zu gestalten, dass für eine Mehrheit der Arbeitnehmenden eine längere Lebensarbeitszeit unter sozial und gesundheitlich verträglichen Bedingungen möglich ist?

Die Schweiz als Singapur der Alpen

Die von Alterung und Migration geprägte Bevölkerungsentwicklung hat entscheidende Auswirkungen auf die Siedlungsstruktur unseres Landes. Entvölkerung und Übervölkerung gehen parallel. Die Randregionen kämpfen ums Überleben. Die urbanen Zentren hingegen, wo sich die jüngere und die ausländische Bevölkerung konzentriert, erfahren eine sehr dynamische Entwicklung. Dieses Phänomen lässt sich in vielen Staaten beobachten. Die Urbanisierung als Treiberin und Folge ebenso der Binnenmigration als auch der internationalen Migration hat als zivilisatorischer Trend auf den gesellschaftlichen Wandel entscheidenden Einfluss. Wie wird es der Schweiz gelingen, die vermutlich unaufhaltbare Entwicklung zu einem Stadtstaat – zum Singapur der Alpen – zu bewältigen? In der Tat sind wir daran, aus dem alten Berg- und Bauernland, das die Seelenlage unserer Nation noch immer nachhaltig prägt, zu einem Stadtstaat zu werden, der von Winterthur bis nach Genf reicht. Nicht die Distanzen sind in unserem Land kürzer geworden, wohl aber die Fahrzeiten. Und jeder Tunnel erhöht die Geschwindigkeit dieser Entwicklung. Dank dem Lötschbergtunnel gibt es inzwischen eine grosse Zahl von Pendlern und Pendlerrinnen vom Wallis nach Bern. Und bald werden wir wohl auch von Lugano nach Luzern pendeln können. Mit jedem Ausbau der Autobahn oder der S-Bahn nimmt die Verstädterung zu. Wird es angesichts dieser Entwicklung gelingen, den Randregionen eine neue Funktion zu geben? Wie steht es beispielsweise mit der Gruppe der New Mountaineers, der neuen Berglerinnen und Bergler, also jenen Leuten, die den früheren Feriensitz zum Wohnsitz machen und einen Teil ihres Alters in den Landregionen verbringen? Wie gehen wir um mit dem dynamischen Mobilitätsverhalten der verschiedenen Altersgruppen?

Es sind Soft Factors wie die genannten, die darüber bestimmen werden, wie wir mit den demografischen Herausforderungen der kommenden Jahrzehnte zurecht kommen werden. Die Reduktion des Themas auf Bevölkerungszahlen und die Rentenfrage greift zu kurz. Die Alterspyramide ist auch in der Form der Glocke oder der Zwiebel nur das Gerüst. Was wir damit machen, ist offen. Anspruchsvoll und spannend bleibt die Thematik allemal, nicht zuletzt für die Soziale Arbeit.

Alter als soziale Konstruktion



Prof. Dr. Martin Hafen
Dozent und Projektleiter
Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Bei diesem Beitrag handelt es sich um das Referat, welches Martin Hafen an der Internationalen Studienwoche 2014 gehalten hat.

Geschätztes Publikum

Ich freue mich, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen. Ich tue dies vornehmlich als Soziologe, doch auch als «bald Betroffener». So musste ich mich vor einiger Zeit in einer Fernsehwerbung für ein Vitaminprodukt belehren lassen, dass meine Altersgruppe bereits als «vital» bezeichnet wird. Von «vital» bis «rüstig» ist es dann nicht mehr weit. Und glauben Sie mir, wenn Sie als «rüstig» bezeichnet werden, dann sind Sie wirklich alt. – Damit sind wir schon mitten im Thema: der sozialen Konstruktion des Alters.

Wie beim Geschlecht (*sex/gender*) lassen sich auch beim Alter zwei Versionen unterscheiden: das körperliche und das soziale Alter. Und wie das körperliche Geschlecht ist auch das körperliche Alter nicht einfach objektiv gegeben. Vielmehr wird seine Beobachtung durch den sozialen Umgang mit dem Alter beeinflusst. Dieses Referat verfolgt das Ziel, die gesellschaftliche Konstruktion des Alters aus einer historischen Perspektive nachzuzeichnen. Dass die soziologische Systemtheorie (vgl. etwa Niklas Luhmann 1997) als Grundlage für dieses Unterfangen gewählt wird, hat mehrere Gründe: Zum einen ist die Systemtheorie eine konstruktivistische Theorie, was angesichts des Referatstitels als unverzichtbar erscheint, und zum anderen ist sie eine leistungsfähige Gesellschaftstheorie, die auf eine historische Perspektive besonderen Wert legt. Schliesslich versteht die Theorie den Menschen mit seinem Körper und seiner Psyche nicht als Teil der Gesellschaft, sondern als hoch relevante Umwelt. Das zwingt sie dazu, sich dezidiert mit der gesellschaftlichen Einbindung (Inklusion) des Menschen in die Gesellschaft zu beschäftigen. Doch dazu später.

Wenn heute von demografischem Wandel die Rede ist, dann geschieht dies in der Regel aus einer problemorientierten Optik. Entsprechend ist dann von einer «Überalterung» der Gesellschaft die Rede und von all den Herausforderungen, welche diese demografische Entwicklung für die Sozialversicherungen und das Gesundheitswesen mit sich bringt. Diese Optik soll hier durch eine ressourcenorientierte Sichtweise ergänzt werden. Dabei wird eine eurozentrische Perspektive verfolgt – im Bewusstsein, dass das Alter in andern Kulturen eine andere Bedeutung hat und dass wir in Hinblick auf die Konstruktion des Alters von diesen Kulturen auch das eine oder andere lernen könnten.

Einige Fakten zum demografischen Wandel

Die Wissenschaft ist das Funktionssystem, das die Gesellschaft mit wahrheitsfähiger Erkenntnis versorgt (Luhmann 1994). Das mit den spezifischen wissenschaftlichen Theorien und Methoden generierte Wissen ist kein absolutes, sondern konstruiertes Wissen. Einen Hinweis darauf gibt das Wort «Fakten», das vom lateinischen *facere* (machen) abgeleitet ist. Trotzdem ist wissenschaftliches Wissen verlässlicher als unser Alltagswissen, das uns – nicht immer, aber doch immer wieder – eine Wirklichkeit vorgibt, die einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht Stand hält. Exakt aus diesem Grund wird in Professionskontexten so grosser Wert auf einen systematischen Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnis gelegt.

Die Fakten zum Thema «demografischer Wandel» sprechen eine deutliche Sprache: Während aktuell knapp 18 Prozent der in der Schweiz lebenden Bevölkerung über 65 Jahre alt sind, werden es im Jahr 2030 gut 24 Prozent und im Jahr 2060 über 28 Prozent sein (Bundesamt für Statistik 2010). Besonders stark nimmt dabei der Anteil der über 80-Jährigen zu; sie werden im Jahr 2060 gemäss den statistischen Berechnungen rund 13 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Heute beträgt ihr Anteil rund 5 Prozent. Fraglos kommen mit dieser Entwicklung grosse Herausforderungen auf die Schweiz und andere Staaten in Mitteleuropa zu. Besonders stark gefordert sein werden die Rentensysteme, die durch die erwerbstätige Bevölkerung – also unter anderem durch Sie, liebe Studierende – finanziert werden müssen, sowie das Gesundheitssystem und die Organisationen, die sich mit der Pflege und Betreuung von alten Menschen beschäftigen.

Nicht die gesteigerte durchschnittliche Lebenserwartung ist der Hauptgrund für die beschriebene demografische Entwicklung, sondern die tiefe Geburtenrate seit den sogenannten Baby-

boomer-Jahren (ca. 1945–1965). Diese wiederum hängt weniger mit der reduzierten Fertilität der Bevölkerung zusammen als mit veränderten Lebensentwürfen. Das gilt vor allem für die Frauen, die immer öfter ganz auf Kinder verzichten und stattdessen mehr Zeit in ihre Ausbildung investieren und eine grössere Zahl von Lebensjahren einer Erwerbstätigkeit nachgehen als noch in den Nachkriegsjahren. Es ist jedoch wichtig, darauf hinzuweisen, dass es sich beim Vergleich der Entwicklung der Erwerbstätigkeit von Frauen und der sinkenden Geburtenrate nicht um einen Kausalzusammenhang handelt, sondern lediglich um eine Korrelation. So zeigt Jan M. Hoem (2008, S. 256), dass die vergleichsweise hohe Geburtenrate in den skandinavischen Ländern und in Frankreich in direktem Zusammenhang mit staatlichen Fördermassnahmen steht, wobei die Familienpolitik ein zentrales Element dieser Förderung ist. Andere Staaten in Europa – insbesondere die deutschsprachigen – können unter den aktuellen politischen Bedingungen langfristig nur auf die Migration setzen, um die zu tiefen Geburtenraten auszugleichen (Thomas Freijka et al. 2008, S. 13). Elternschaft als Privatsache zu bezeichnen, in die sich der Staat nicht einzumischen habe, und gleichzeitig eine restriktive Migrationspolitik zu fordern, erscheint vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse als eine grundsätzlich widersprüchliche und wenig Erfolg versprechende Strategie. Doch lassen wir das und kommen zum eigentlichen Hauptpunkt des Referats: der historischen Entwicklung der sozialen Konstruktion des Alters.

Alte Menschen in früheren Gesellschaften

Versteht man die Entwicklung der Gesellschaft als evolutionäres Geschehen, so lassen sich Zeiträume unterscheiden, in denen sich gewisse Formen der gesellschaftlichen Differenzierung gegenüber andern möglichen Formen mehrheitlich durchgesetzt haben (vgl. Luhmann 1997, S. 634–675). Bis zu den sogenannten Hochkulturen waren segmentäre Gesellschaften vorherrschend. Dabei handelt es sich um Clans, Grossfamilien, Stämme usw., die sich aus einer verhältnismässig geringen Zahl von Menschen zusammensetzen und nur sehr punktuell (etwa im Rahmen von Migrationsbewegungen) mit andern Gesellschaften in Kontakt kommen. Da diese Gesellschaftsformen wohl die Sprache, aber noch keine Schrift kennen, ist die Weitergabe von Wissen und Kompetenzen nur im Direktkontakt, also interaktiv, möglich. Den älteren Mitgliedern solcher Gesellschaften kommt damit eine besondere Bedeutung zu, denn sie sind die wichtigsten Träger des verfügbaren Wissens, das die Grundlage für das Überleben und die Weiterentwicklung einer Gesellschaft bildet. Entsprechend hoch ist der gesellschaftliche Status der alten Menschen. Sie werden verehrt und nicht nur als Wissensträger geschätzt, sondern auch als Entscheidungs- und Rechtsinstanzen anerkannt.

Ab ca. 4000 v. Chr. bilden sich an mehreren Orten der Welt (wie in Mesopotamien, Ägypten, China, Indien, Südamerika) an strategisch günstigen Orten (in der Regel an Flussläufen) Zentren mit Zehntausenden Menschen. Die Ordnungsprinzipien der überschaubaren segmentären Gesellschaften genügen unter diesen Bedingungen nicht mehr. Sie werden zunehmend durch die Gesellschaftsordnung der Stratifikation (Schichtung) ersetzt. In diesen Gesellschaften bestimmt eine sehr kleine Elite von klerikalen und weltlichen Machthabern die Geschicke der übrigen Bevölkerung, die sich in der Regel in ein überschaubares Bürgertum und den ganzen, weitgehend rechtlosen Rest der Bevölkerung aufteilt. Mit der Schichtung verändert sich auch der Status der älteren Menschen. Die weltlichen Machthaber sind zwar in der Regel, aber nicht zwangsläufig, älter, da die Geburtslinie für die Machtposition entscheidend ist. Das führt dazu, dass auch junge Menschen und bisweilen Kinder in hohe Machtpositionen rücken. Anders ist es bei den klerikalen Machthabern, die sich ihre Position in Form einer kirchlichen Karriere erarbeiten müssen und somit erst im höheren Alter für eine Machtposition in Frage kommen. Dabei sind es in der weltlichen und erst recht in der religiösen Ordnung vor allem Männer, welchen man solche Positionen zuordnet, während die Position der Frauen in den segmentären Gesellschaften noch deutlich stärker war.

Die Komplexität der geschichteten Gesellschaft bedingt eine weitere gesellschaftliche Differenzierung. Von besonderer Bedeutung für die grosse Mehrheit der Bevölkerung sind die Haushalte – Haus- und Wirtschaftsgemeinschaften (altgriechisch *oikos*, das Stammwort des Begriffs «Ökonomie»), die sowohl aus Blutsverwandten als auch aus Angestellten und Leibeigenen bestehen. In diesen Systemen ist die Bedeutung der älteren Menschen als Wissens- und Kompetenzträger nach wie vor ungebrochen. Entsprechend hoch ist ihre Bedeutung, wobei dies für die Knechte und Mägde und erst recht für die Leibeigenen natürlich nur im beschränkten Mass gilt. Zudem eröff-

net die Erfindung der Schrift im Kontext der Hochkulturen (bei den Sumerern in Mesopotamien ca. 4000 v. Chr.) andere Möglichkeiten der Tradierung von Wissen als in den schriftlosen segmentären Gesellschaften. Dies ist jedoch für die grosse Mehrheit der Bevölkerung von untergeordneter Bedeutung, da nur ganz wenige Menschen lesen und schreiben können.

Die funktionale Differenzierung der Gesellschaft

Ab der Mitte des letzten Jahrtausends wird die Schichtung als weltweit wichtigste gesellschaftliche Ordnungsform zunehmend durch ein Ordnungsprinzip abgelöst, das Luhmann (1997, S. 707ff.) als funktionale Differenzierung bezeichnet. In diesem bis heute andauernden Prozess bilden sich global operierende Kommunikationssysteme, die ganz spezifische gesellschaftliche Aufgaben übernehmen. So kümmert sich die Wirtschaft um den Austausch von Gütern und Dienstleistungen; die Politik trifft mehrheitsfähige Entscheidungen; das Rechtssystem unterscheidet unrechtmässiges von rechtmässigem Verhalten, und die Wissenschaft generiert wahrheitsfähige Erkenntnis, um die Systeme zu nennen, die sich zuerst erkennbar ausdifferenziert haben. Funktionale Differenzierung wird begleitet durch Organisationen, die sich im Kontext der Funktionssysteme bilden – Unternehmen und Banken, Nationalstaaten, Gerichte und Universitäten. Diese Organisationen sind jedoch nicht Untersysteme der Funktionssysteme; vielmehr sind sie selektiv mit bestimmten Funktionssystemen gekoppelt. So wird an einer Universität nicht nur geforscht und gelehrt, sondern es werden auch Zahlungen getätigt. Dabei ist es aus der Perspektive der Wissenschaft wichtig, dass die Forschenden wohl angemessen bezahlt werden, nicht aber (z.B. im Kontext der «anwendungsorientierten Forschung») spezifische (erwünschte) Forschungsergebnisse erkauf werden.

Im Gegensatz zu den Funktionssystemen können sich Organisationen intern weiter in Untersysteme differenzieren, was unter anderem ganz im Sinne einer effizienten Arbeitsteilung ist. Schliesslich verfügen die Organisationen mit der Hierarchie über ein Ordnungsprinzip, das auf gesamtgesellschaftlicher Ebene weitgehend überwunden ist. Zwischen den Funktionssystemen gibt es genauso wenig eine hierarchische Ordnung wie innerhalb der Funktionssysteme. Wenn bisweilen der Eindruck entsteht, dass das Wirtschaftssystem in der heutigen Gesellschaft dominant ist, dann deswegen, weil praktisch jede Organisation mit dem Wirtschaftssystem gekoppelt ist, während die Kopplungen zu den andern Funktionssystemen sehr selektiv ausfallen. So sind sowohl Kirchen als auch Spitäler mit dem Wirtschaftssystem gekoppelt, während sich die andern Kopplungsfavoriten unterscheiden: das Gesundheitssystem bei den Spitälern und das Religionssystem bei den Kirchen.

Eine der vielen Folgen dieses gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozesses ist die Vervielfältigung der Beobachterperspektiven. Jedes der gesellschaftlichen Funktionssysteme beobachtet die Welt aus seiner ganz spezifischen Optik und konstruiert damit eine ganz eigene Wirklichkeit. So ist die Welt für das Wirtschaftssystem nur dann interessant, wenn sie sich in der Form von Zahlungen beobachten lässt. Ökologische oder gesundheitliche Probleme rücken entsprechend erst dann in den Fokus des Wirtschaftssystems, wenn sich mit ihnen Geld verdienen lässt oder sie zu Kosten führen, die beglichen werden müssen. In der funktional differenzierten Gesellschaft fehlt ein Steuer- und Zurechnungspunkt, wie er mit der Hierarchiespitze in der stratifizierten Gesellschaft noch vorhanden war. Diese These lässt sich am Beispiel Wahrheit einfach veranschaulichen. Während im europäischen Mittelalter die Kirche (mit Referenz auf Gott) definierte, was als wahr zu gelten hat, produziert das Funktionssystem Wissenschaft nur eine ganz spezifische Form von Wahrheit (eben: wissenschaftliche Wahrheit), die sich andern Wahrheiten (z.B. wirtschaftlichen, religiösen, politischen, rechtlichen oder individuellen) gegenüber bewähren muss, ohne dass es eine Instanz (wie vormals Gott) gäbe, die entscheidet, was nun die eigentliche Wahrheit ist. Das Problem wird dadurch verschärft, dass die Wissenschaft ihre eigenen Wahrheiten systematisch hinterfragt und danach strebt, sie durch neue wahrheitsfähige Erkenntnisse zu ergänzen oder gar zu ersetzen (was ja immer wieder geschieht).

Wenn die Welt uns zunehmend als undurchschaubar, komplex und auch unsteuerbar erscheint, dann hat das mit der schnell zunehmenden Differenzierung und der damit fortschreitenden Vervielfältigung der Beobachterperspektiven zu tun. Diese beinhalten immer die Möglichkeit der wechselseitigen Beobachtung (der Beobachtung zweiter Ordnung) und lassen so jede Beobachtung als kontingent, als anders beobachtbar, erscheinen. Der Begriff der «Postmoderne» steht für

diesen Prozess. Er löst die «moderne» Vorstellung ab, dass die wissenschaftlich begründete Rationalität die Position des Allesbeobachters einnehmen könnte, die vormals Gott zugeschrieben wurde (freilich mit der in allen Religionen vorhandenen Erkenntnis, dass auch Gott einen Gegenbeobachter hat, nämlich den Teufel respektive Luzifer, den Lichtbringenden).

Der Mensch in der funktional differenzierten Gesellschaft

Es ist klar, dass sich die gesellschaftliche Position des Menschen durch diese Umstrukturierung von einer geschichteten zu einer funktional differenzierten Gesellschaft verändert. Schaut man das Verhältnis des Menschen zur Gesellschaft aus der Perspektive der Systemtheorie an, so fällt zuerst eine paradoxe Entwicklung auf. Auf der einen Seite gewinnt der Mensch als Individuum an Bedeutung. Er ist nicht mehr primär Teil eines Haushalts oder einer anderen sozialen Einheit (wie dies vor allem in ländlichen Gegenden Asiens auch heute noch der Fall ist), sondern gewinnt zunehmend als Einzelmensch an Bedeutung. Auf der andern Seite führt die Polykontextualität der funktional differenzierten Gesellschaft zu einer zunehmenden Fragmentierung der sozialen Adresse der Menschen. Der Begriff der Kontextur beschreibt den Spielraum, der durch die Leitunterscheidung eines Systems eröffnet wird. So ist die Leitunterscheidung der Wirtschaft Zahlung/Nichtzahlung, während jene der Wissenschaft wahr/unwahr ist. Je nach Kontextur wird demnach die Welt aus einer andern Optik sichtbar (Luhmann 1997, S. 36f.). So ist man zur gleichen Zeit Familienmitglied, Stimmbürger, Konsumentin, Arbeitskraft usw., also eigentlich eher ein Individuum (Fuchs 1992) als ein Individuum (ein «Unteilbares»). Je weiter die gesellschaftliche Differenzierung fortschreitet, desto unterschiedlicher und variabler sind soziale Erwartungen, denen sich der einzelne Mensch ausgesetzt sieht. Unter diesen Bedingungen eine stabile Identität zu bewahren, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Identität ist dann nicht mehr etwas «Gleichbleibendes», wie die lateinische Bedeutung des Wortes vorgibt, sondern ein dynamischer Prozess der Rekonstruktion des Selbstbildes.

In der geschichteten Gesellschaft war die gesellschaftliche Positionierung eines Menschen durch seine Geburt in eine bestimmte Schicht vorgegeben. Die Möglichkeiten, im Laufe des Lebens von einer Schicht in die nächsthöhere aufzusteigen, waren äusserst beschränkt. Da die grosse Mehrheit der Bevölkerung in dieser Gesellschaftsform in äusserster Armut lebte und unter grossen Entbehrungen zu leiden hatte, wurde die bisherige Einbindung des Menschen in die Gesellschaft im Zuge der Aufklärung als zunehmend ungerecht empfunden. Nach den Maximen der Aufklärung – Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit – durfte es nicht sein, dass die Lebenschancen der Menschen schon ab der Geburt festgelegt sind und dann erst noch so ungerecht. Jeder Mensch sollte zumindest die Möglichkeit zur Erreichung einer guten Position in der Gesellschaft haben. In der funktional differenzierten Gesellschaft bedeutet dies, dass jeder Mensch zumindest potenziell zu jedem Funktionssystem Zugang, also ein Recht auf Bildung, politische Mitbestimmung, Befriedigung seiner wirtschaftlichen Bedürfnisse oder medizinische Versorgung haben sollte. Eine Milliarde hungernder Menschen und die nach wie vor geburtsbedingten Einschränkungen der Zugangsmöglichkeiten zeigen, dass die Ideale der Aufklärung trotz ihrer Verfestigung in den Menschenrechten bei Weitem nicht erreicht sind, wenngleich sich die Lebensbedingungen für viele Menschen in den letzten 200 Jahren deutlich verbessert haben.

Ein Grund für die weiter bestehenden Ungleichheiten ist das Prinzip der individuellen Leistung, welche die Geburt als zentrales Inklusionsprinzip abgelöst hat. Die empirische Bestätigung der Theorie, dass es jeder Mensch in der eigenen Hand hat, sich eine gute Position in der Gesellschaft erarbeiten, ist bis heute weitgehend ausgeblieben. Nach wie vor beeinflusst die Herkunft nicht nur die Gesundheit und das Lebensalter, sondern auch die individuellen Verwirklichungsmöglichkeiten, und Karrieren vom Tellerwäscher zum Millionär bleiben die grosse Ausnahme. Ein Mechanismus, der die Positionierung eines Individuums in die Gesellschaft massgeblich beeinflusst, ist der Arbeitsmarkt. Die moderne und durch den Kapitalismus geförderte Vorstellung, dass jedes Individuum seinen Lebensunterhalt über Erwerbsarbeit verdienen muss, beeinflusst das Verhältnis der Individuen zur Gesellschaft in beachtlichem Ausmass. Nicht nur, dass die einzelnen Erwerbstätigkeiten gesellschaftlich sehr unterschiedlich und nach kaum nachvollziehbaren Kriterien bewertet (und entlohnt) werden – was ist schon der gesellschaftliche Mehrwert der Tätigkeit eines Börsenmaklers, verglichen mit der Arbeit einer Kleinkindererzieherin? Die eminente Bedeutung der erwerbsmässig geleisteten Arbeit führt auch zu einer Entwertung all der Arbeiten, die ohne Bezahlung geleistet werden. Obwohl sich die Gesellschaft ohne die Familienarbeit, die

Pflege von Angehörigen und Freiwilligentätigkeit radikal (und nicht zum Guten) verändern würde, wird diesen Tätigkeiten nie die Anerkennung zuteil, die ihnen eigentlich zukommen müsste. Das zeigt sich auch daran, dass wir uns selbst kaum über diese Tätigkeiten, sondern über unsere Erwerbsarbeit definieren und «Arbeitslosigkeit» als individueller Makel und als Schwäche gesehen wird.

Der ältere Mensch – polykontextural

Es ist einfach zu sehen, dass sich die Einbindung des Menschen in die funktional differenzierte Gesellschaft und das damit verbundene, durch den Kapitalismus geprägte, auf Leistung fixierte Menschenbild auf die Positionierung und die Bewertung der älteren Menschen in dieser Gesellschaft in mehrfacher Hinsicht auswirkt. Ihre lange Zeit herausragende Position als Träger von Wissen und Kompetenzen verblasst zunehmend. Seit der Erfindung des Buchdrucks und der nachfolgenden Kommunikationstechnologie ist das Wissen massenmedial zugriffsfähig und lässt sich heute, laufend aktualisiert, in Sekundenschnelle über das Internet aktivieren, und die Ausbildungssysteme sind weitgehend unabhängig von der privaten Weitergabe von Fähigkeiten. Damit wird der ältere Mensch zunehmend als nutzlos betrachtet, was sich unmittelbar auf seine gesellschaftliche Wertschätzung auswirkt. Was bleibt, sind der Nutzen und die Wertschätzung im privaten Kontext – als Grosseltern, als Freunde, als Nachbarn – doch diese Anerkennung bleibt mehrheitlich auf diesen Kontext beschränkt, gerade auch weil die entsprechenden Tätigkeiten in der kapitalistisch geprägten, funktional differenzierten Gesellschaft nicht sehr hoch gewichtet werden. Es ist ohnehin Ausdruck dieser gesellschaftlichen Entwicklung, dass die Wertschätzung von Menschen, und erst recht der älteren Menschen, zunehmend von ihrem Nutzen (und damit von ihrer Leistung) abhängig gemacht werden. Ein allgemeines Gebot wie «Du sollst Vater und Mutter ehren» verliert unter diesen Bedingungen seine Gültigkeit.

Alter und Lebenserfahrung an sich garantieren entsprechend – anders als früher – keine Wertschätzung mehr. Stattdessen wird der ältere Mensch (wie jeder Mensch) aus der Perspektive der einzelnen Funktionssysteme, also polykontextural, betrachtet und nach den kapitalistischen Kriterien der Nachfrage, der Rentabilität und der Effizienz beurteilt. Für das Wirtschaftssystem ist er vor allem als Konsument interessant, aber auch als Pflegefall, Heimbewohnerin, Bezüger von Sozialhilfeleistungen – so lange er nur Zahlungen generiert. Die Beispiele bestätigen die oben gemachte Feststellung, dass die Organisationen im Kontext der andern Funktionssysteme auch immer mit dem Wirtschaftssystem gekoppelt sind. So profitieren die Spitäler, Pflegeheime und Medikamentenhersteller vom Umstand, dass durchschnittlich die Hälfte aller Behandlungskosten im Leben eines Menschen in den letzten zwei Jahren anfallen. Für die Krankenkassen wiederum sind die älteren Menschen entsprechend ungünstige Mitglieder, die sie nach Möglichkeit durch jüngere zu ersetzen trachten. Auch die Politik betrachtet den steigenden Anteil der alten Menschen in der Bevölkerung vor allem aus ökonomischen Gründen mit Sorge, denn sie trägt die Verantwortung für die Rentensysteme und beteiligt sich an der Finanzierung von Pflege und Sozialhilfe. Und selbst im privaten Bereich setzt sich der gesellschaftliche Trend durch, die älteren Menschen mittels Unterscheidung von Nutzen und Kosten zu beobachten. Während sie als Betreuungspersonen für die Grosskinder hochwillkommen sind, behindern sie im Fall von geistiger oder körperlicher Schwäche die Realisierung unserer Lebensentwürfe und überfordern die Familiensysteme, die sich ihr Überleben im härter werdenden Wettbewerb der kapitalistischen Leistungs- und Beschleunigungsgesellschaft erarbeiten, ja erkämpfen müssen.

So hat sich der alte Mensch im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung zunehmend von einer Ressource zu einem Belastungsfaktor entwickelt, der die Jüngeren in ihrem Streben nach Glück in der Dynamisierungsspirale der kapitalistischen Gesellschaft (Hartmut Rosa 2009) behindert – und zwar nicht nur, wenn er an der Supermarktkasse mit zittrigen Fingern die Münzen aus dem Geldbeutel klaubt, mit seinem gelben Einzahlungsbüchlein den Postschalter belagert oder mit seinem Rollator auf dem Fussgängerstreifen den Verkehr aufhält. Schliesslich tragen die älteren Menschen auch selbst zu dieser vornehmlich negativ geprägten sozialen Konstruktion des Alters bei. Sie wollen den Jungen ja nicht zur Last fallen und unternehmen viel dafür, den gesellschaftlichen Leitwerten «Leistung», «Schönheit» und «Jugend» möglichst lange zu entsprechen.

Der alte Mensch als Ressource

Doch beenden wir diese vornehmlich negativ geprägte Analyse des aktuellen gesellschaftlichen Diskurses über das Alter. Es mag ohnehin sonderbar erscheinen, derart explizite Kapitalismus- und damit Gesellschaftskritik aus dem Munde eines Systemtheoretikers zu vernehmen. Skepsis gegenüber dieser Form von Gesellschaftskritik ist in der Tat angebracht – alleine schon infolge des Umstandes, dass weder die Gesellschaft noch die Funktionssysteme in irgendeiner Art und Weise kommunikativ erreichbar wären (Peter Fuchs 1992). Weder das Wirtschaftssystem noch die ganze Gesellschaft können auf Vorwürfe reagieren, denn es steht niemand hinter diesen Bezeichnungen, der oder die sich verantwortlich machen liesse. Betroffen sind lediglich adressable Systeme: Individuen, Organisationen und Familien, und keines dieser Systeme kann für die beschriebene Entwicklung mehrheitlich oder gar alleine verantwortlich gemacht werden. Auch hat es keines dieser Systeme in der Hand, die gesellschaftliche Konstruktion des Alters für sich in eine andere Richtung zu lenken. Gesellschaftliche Evolution ist definitionsgemäss nicht steuerbar; sie ergibt sich aus einer unfassbaren Vielfalt von sozialen Prozessen oder Steuerungsversuchen. Wenn ich nun zum Abschluss dieser Ausführungen dafür plädiere, ältere Menschen weniger problem- und mehr ressourcenorientiert zu beobachten, so tue ich dies folglich nicht vor dem Hintergrund der Illusion, damit die soziale Konstruktion des Alters zu verändern. Was ich mir jedoch erhoffe, ist, dass sich der eine oder die andere aus dem Publikum dazu anregen lässt, ältere Menschen etwas anders wahrzunehmen. Schliesslich sind diese – zumindest aus der Perspektive der hier genutzten Theorie – keine unveränderbaren Wesenheiten. Vielmehr werden sie sozial konstruiert, und es gibt keinen Grund dafür, dass diese Konstruktion nicht auch anders ausfallen könnte.

In einer Sendung des Ersten Deutschen Fernsehens vom September 2012 (ARD, 24.09.2012: «Die Zukunft ist grau – Leben die Alten auf Kosten der Jungen?») wurde die Frage diskutiert, ob «die Alten» so etwas wie die Parasiten der modernen Gesellschaft sind, da die Jungen in zunehmendem Masse dafür schufteten müssten, die Versorgung der älteren Generation zu sichern. Selbstverständlich wurde die Frage vehement mit Nein beantwortet. Es mag nach den bisherigen Ausführungen überraschen, dass ich eine andere Antwort geben würde: Ja, die älteren Menschen können durchaus als Parasiten der modernen Gesellschaft gesehen werden! Der Grund für diese Antwort liegt darin, dass ich ein anderes als das übliche Verständnis von Parasiten vertrete. Ich folge dabei dem französischen Philosophen Michel Serres, der in seinem Werk «Der Parasit» (1981) das Parasitäre nicht als auszumerzendes Übel versteht, sondern als Grundlage sozialer und damit gesellschaftlicher Beziehungen überhaupt. Wir sind alle auf andere angewiesen und profitieren von ihnen, genauso wie in der Natur der Wirt durch den Parasiten nicht zwangsläufig nur geschädigt wird, sondern unter Umständen auch von ihm profitieren kann. Das Erste – die Schädigung – geschieht selbstverständlich auch; sehen wir uns nur mal die Beziehung von uns Menschen zu unserem Planeten an. Es ist nach Serres aber auch möglich, dass der Parasit zur Veredelung des Wirtes beiträgt, dann nämlich, wenn der Wirt die Störung durch den Parasiten als Anlass zur Weiterentwicklung nimmt.

Fraglos sind die alten Menschen von uns allen abhängig, so wie wir dereinst auf die Solidarität der nachfolgenden Generationen angewiesen sein werden. Doch sehen wir sie nicht nur als Belastung; lassen wir uns stören durch die alten Menschen! Nehmen wir ihre Langsamkeit als Anlass, den Irrsinn unserer Alltagshektik zu hinterfragen. Sehen wir sie wieder vermehrt, wenn auch nicht als Wissensträger, so doch als Träger von Weisheit, die sich aus der Kombination von Wissen mit erfahrungsbedingter Intuition ergibt. Wikipedia weiss zwar viel, kann aber kaum als weise bezeichnet werden. Erfahren wir die alten Menschen weniger als Belastung und mehr als Ressource für die Befriedigung des wohl wichtigsten menschlichen Bedürfnisses: des Bedürfnisses nach sozialem Kontakt. Und lernen wir durch sie und mit ihnen, dass nicht nur die Arbeit zur Produktion von Gütern und Dienstleistungen wertvoll ist, sondern auch und vor allem die nicht erwerbsmässig geleisteten Tätigkeiten, die sich auf den sozialen Kontakt und die Unterstützung unserer Mitmenschen ausrichten. Wenn uns das gelingt, dann wird uns diese Störung vielleicht auch dabei unterstützen, den Sprung aus dem Hamsterrad der kapitalistischen Beschleunigungsgesellschaft zu schaffen, dessen immer schnellere Rotation uns zunehmend krank macht und unsere Umwelt zerstört. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es – und damit möchte ich schliessen – im Übrigen auch noch andere Parasiten, durch die wir uns produktiv stören lassen könnten: insbesondere die Kinder und Jugendlichen, aber auch die chronisch Kranken, die sozial Randständigen

und all die andern Menschen, die nicht so recht in unsere aktuelle Gesellschaft passen mögen. Lassen wir uns auch durch sie stören, und geben wir ihnen die Wertschätzung, die sie für diese Störung verdienen.

Ich danke für die Aufmerksamkeit.

Quellen

- Bundesamt für Statistik (2010). *Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz 2010–2060*. Gefunden am 10.12.2013 unter Bundesamt für Statistik www.bfs.admin.ch/bfs/.
- Freijka, Tomas; Sobotka, Tomas; Hoem, Jan M.; Toulemon, Laurent (2008). Summary and general conclusions: Childbearing Trends and Policies in Europe. In: *Demographic Research*, vol. 19, article 2: 5–14.
- Fuchs, Peter (1992). *Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hoem, Jan M. (2008). The impact of public policies on European fertility. In: *Demographic Research*, vol. 19, article 10: 249–260.
- Luhmann, Niklas (1994). *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2009). Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik. In: Klaus Dörre, Stephan Lessenich & Hartmut Rosa (Hrsg.): *Soziologie – Kapitalismus – Kritik*. Eine Debatte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Serres, Michel (1981). *Der Parasit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bedroht der demografische Wandel die Soziale Sicherheit im Alter?



Prof. Dr. Carlo Knöpfel
Dozent
Fachhochschule Nordwest-
schweiz FHNW
Hochschule für Soziale Arbeit

Der demografische Wandel in der Schweiz weist markante Merkmale auf, die ihn von Verläufen in anderen europäischen Ländern abgrenzt. Hervorzuheben ist insbesondere das anhaltende Bevölkerungswachstum, das im Wesentlichen auf die ungebrochen hohe Zuwanderung aus dem Ausland zurückzuführen ist. Sollte diese in den nächsten Dekaden weitergehen, wird sich die Schweiz bei der Zahl der Einwohnerinnen und Einwohner allmählich der Zehn-Millionen-Grenze annähern. Und dies, obwohl die Fertilitätsrate nur geringfügig ansteigt und die doppelte Alterung immer sichtbarer wird. Gemeint ist damit eine weiter steigende Zunahme der Lebenserwartung, die sich aus einem Anstieg der erreichten Lebensjahre von Hochbetagten und einer breiter werdenden Spitze der alten Menschen ergibt. Darüber hinaus darf aber nicht der soziale Gradient vergessen gehen, der auf die ungleiche Verteilung der Lebenserwartung verweist. Die soziale Lebenslage prägt nachweislich das Risiko zu erkranken und zu sterben.

Dieser demografische Wandel beeinflusst das System der Sozialen Sicherheit in hohem Masse. Insbesondere werden die Folgen für die Altersvorsorge diskutiert. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, ob die Renten auch in den kommenden Jahren nachhaltig gesichert sind. Um diese Frage beantworten zu können, ist es notwendig, sich mit dem komplexen System der Altersvorsorge in der Schweiz vertieft auseinanderzusetzen.

Welches Risiko versichern wir eigentlich, wenn wir einen Teil des Lohns in die Altersvorsorge einzahlen? Bei der Unfallversicherung ist das klar. Falls wir einen Unfall erleiden, sind die Kosten der Behandlung und Rehabilitation sowie der Ausfall des Erwerbseinkommens gedeckt. Ähnliches lässt sich von der Arbeitslosen- oder der Invalidenversicherung sagen. Aber bei der Altersvorsorge? Nun, ganz einfach: Wir alle wissen nicht, wie alt wir werden und wann wir sterben müssen. Die Altersvorsorge stellt damit einen Ausgleich zwischen jenen, die länger leben, und jenen, die früher sterben, her. Darüber hinaus – und darum sprechen wir auch bei der Altersvorsorge von einer Sozialversicherung – sorgt sie für eine begrenzte Solidarität zwischen den Besserverdienenden und den Niedriglohnbezügerinnen, vor allem dort, wo es um die Leistungen zur Existenzsicherung im Alter geht.

Die Schweiz kennt seit 1972 ein sehr komplexes System der Altersvorsorge. Dieses umfasst drei Säulen: die Alters- und Hinterlassenen-Versicherung, kurz AHV, die berufliche Vorsorge und die gebundene Selbstvorsorge 3a. Diese drei Säulen haben je eigene Regeln, wie sie finanziert und ihre materiellen Leistungen berechnet werden. Die drei Säulen unterscheiden sich auch darin, in welchem Masse sie durch den demografischen Wandel und die wirtschaftliche Entwicklung beeinflusst werden.

Die AHV ist für alle obligatorisch, also auch für Personen, die nicht erwerbstätig sind. Finanziert wird die AHV primär durch die langjährigen Beiträge der Versicherten und ihrer Arbeitgeber, die bekannten Lohnprozente. Zusätzlich fließen zweckgebundene Mittel aus den Erträgen der Tabak- und Alkoholsteuer sowie der Spielbankenabgabe in den AHV-Ausgleichsfonds. Vor einigen Jahren stimmten die Bürgerinnen und Bürger auch einem Mehrwertsteuer-Prozent für die AHV zu.

Im Wesentlichen zahlt die AHV Altersrenten aus. Dabei darf die maximale Rente nicht mehr als das Doppelte der minimalen Rente betragen. Aktuell beläuft sich die minimale Rente auf CHF 1'170.–, die maximale Rente demnach auf CHF 2'340.– (2013). Die Zahlen machen deutlich, dass alte Menschen, die nur von der AHV-Rente leben müssten, in Armut geraten würden. Die AHV alleine erreicht also das verfassungsmässige Leistungsziel, den Existenzbedarf in angemessener Weise zu decken, nicht. Trotzdem werden die Altersrenten seit vielen Jahren nur noch mit dem sogenannten Mischindex der Preis- und Lohnentwicklung angepasst. Viele Rentnerinnen und Rentner sind darum auf die Ergänzungsleistungen zur AHV angewiesen.

Die AHV basiert auf dem Umlageverfahren und dem sogenannten Generationenvertrag. Gemeint ist damit, dass die dem AHV-Fonds zufließenden Mittel, die wesentlich durch die aktive

Erwerbsbevölkerung aufgebracht werden, gleich wieder als Renten an die alten Menschen abfließen. Die Bereitschaft der aktiven Bevölkerung, die AHV zu alimentieren, beruht auf der im Generationenvertrag implizierten Annahme, dass ihnen von der folgenden Generation, ihren Kindern und Enkelkindern, ebenfalls die Rente finanziert wird.

Es geht die Befürchtung um, dass die demografische Entwicklung bald dazu führen wird, dass die AHV in eine finanzielle Schieflage gerät. Illustriert wird diese Problematik gerne mit der Altersquote, also dem Verhältnis der Rentnerinnen und Rentner zur aktiven Bevölkerung. Heute beträgt diese Quote etwa 1:4, also kommen vier Erwerbstätige auf eine rentenbeziehende Person. Um das Jahr 2040 wird diese Quote nur noch 1:2 betragen; dann werden nur noch zwei erwerbstätige Personen eine Rente finanzieren müssen. Die Formulierung macht schon deutlich, dass es nicht einfach auf die Relation der «Köpfe» ankommt, sondern vielmehr darauf, was diese «Köpfe» dann zumal verdienen werden. Und das ist wiederum entscheidend von der wirtschaftlichen Entwicklung abhängig.

Fachleute haben verschiedene Szenarien durchgerechnet. Geht man davon aus, dass im Zeitraum 2010 bis 2060 die Geburtenrate tief bleibt, die Migration eher zurückgeht, die Lebenserwartung weiter steigt und die Wirtschaft mit 1,3 % pro Jahr wächst, so ergeben sich vier Optionen, wie die Finanzierungslücke bei der AHV geschlossen werden könnte:

- Lohnbeitragssatz von 8,4 % auf 11,3 % erhöhen
- MWSt-Satz von 1 % auf 3,8 % erhöhen
- Renten real um 0,4 % bis 0,5 % jährlich kürzen
- Rentenalter kontinuierlich auf 70 Jahre erhöhen

Die Politik wird zwischen diesen Optionen zu entscheiden haben. Vermutlich wird man sich auf einen Mix von Massnahmen einigen (müssen).

Auch die berufliche Vorsorge ist obligatorisch, allerdings nur für alle Erwerbstätigen, die mindestens ein bestimmtes minimales Lohneinkommen erzielen und über 25 Jahre alt sind. Die berufliche Vorsorge wird ebenfalls über Beiträge der Versicherten und der Arbeitgeber finanziert. Dabei werden ein obligatorischer und ein überobligatorischer Bereich unterschieden. Die zufließenden Mittel werden den jeweiligen Konten der Versicherten gutgeschrieben, angelegt und verzinst. Der obligatorische Teil des angesparten Kapitals ist mit aktuell 1,5 % zu verzinsen, im überobligatorischen Teil sind die Pensionskassen frei. Dieser Vorgang wird als Kapitaldeckungsverfahren bezeichnet. Dabei soll das angesparte Kapital die späteren Rentenansprüche decken. Zusammen mit der ersten Säule soll die zweite Säule die gewohnte Lebenshaltung in angemessener Weise ermöglichen.

Im Moment der Pensionierung wird das Altersguthaben berechnet. Der Umwandlungssatz zeigt dann an, wie viel von diesem Kapitalstock monatlich als Rente aus der zweiten Säule ausgezahlt werden kann. Dieser Umwandlungssatz ergibt sich aus der durchschnittlichen Lebenserwartung der Versicherten. Er beträgt für den obligatorischen Teil der Altersguthaben für alle 6,8 %. Steigt die Lebenserwartung, muss man den Umwandlungssatz über kurz oder lang anpassen.

Auch die zweite Säule ist neben der demografischen Entwicklung ganz wesentlich vom wirtschaftlichen Verlauf abhängig, insbesondere auch von dem Auf und Ab auf den Kapitalmärkten. Die Pensionskassen können die Sparguthaben der Versicherten in Aktien, Obligationen und Immobilien anlegen. Je nachdem, wie sich die Kurse und Preise dieser Anlagen entwickeln, sind die Altersguthaben mal mehr oder weniger wert und der Zinseszinsseffekt mal stärker, mal schwächer.

Sowohl die erste wie die zweite Säule sind als Wetten auf die Zukunft angelegt. Bei der AHV wetten die Bürgerinnen und Bürger darauf, dass auch die folgenden Generationen bereit sein werden, genügend Mittel in die AHV einzuzahlen. Bei der beruflichen Vorsorge setzen die Versicherten darauf, dass die angesparten Mittel im Moment der Pensionierung tatsächlich jenen Wert haben werden, der auf dem Versicherungsausweis angegeben ist. Etwas überspitzt formuliert, könnte man sagen, dass man in einem Fall auf das Wohlwollen der Kinder und Enkelkinder, das andere Mal auf das Wohlverhalten der Spekulanten angewiesen ist.

Bleibt die dritte Säule, die sogenannte gebundene Selbstvorsorge. Sie ist freiwilliger Natur und jenen vorbehalten, die von ihrer Einkommenssituation her überhaupt in der Lage sind, zusätzlich

zur obligatorischen Altersvorsorge noch weiteres Geld zur Seite zu legen. Die Beiträge an die dritte Säule sind bis zu einem vom Bundesrat festgelegten Höchstbetrag von der Steuer abziehbar. Für das Jahr 2014 liegt dieser Betrag bei CHF 6'739.–. Die steuerliche Begünstigung dieser Spareinlagen ist Ausdruck einer gewollten Förderung von Wohneigentum. Über die Guthaben der dritten Säule, genauer der Säule 3a, kann nämlich nicht jederzeit und frei verfügt werden. Ein vorzeitiger Bezug ist nur für wenige festgelegte Zwecke möglich: in erster Linie für den Erwerb von Wohneigentum für den eigenen Bedarf und die Rückzahlung von Hypothekendarlehen, dann auch bei Aufnahme einer selbstständigen Erwerbstätigkeit oder einer definitiven Auswanderung aus der Schweiz. Ansonsten kann das Kapital erst im Moment der Pensionierung bezogen werden. Auch hier hängt die Entwicklung des Sparkapitals ganz wesentlich von der Rendite der Anlagen und damit vom Tun und Lassen der Finanzmärkte ab.

Gerne wird das Drei-Säulen-Konzept der schweizerischen Altersvorsorge als griechischer Tempel dargestellt, in dem die drei Säulen gleich hoch und schön nebeneinanderstehen und mit einem dreieckigen Dach abgeschlossen werden. Dieses Bild weckt falsche Assoziationen über die materielle Versorgung der alten Menschen in der Schweiz.

In Tat und Wahrheit stehen die drei Säulen nämlich nicht nebeneinander, sondern übereinander, und sie sind auch nicht für alle Rentnerinnen und Rentner gleich hoch. Noch immer bezieht rund ein Drittel der alten Menschen ausschliesslich eine AHV-Rente. Es sind vor allem Frauen, aber auch Menschen mit Migrationshintergrund und geringer Bildung, die in dieser misslichen Lage und darum auf Ergänzungsleistungen angewiesen sind.

Eine zweite Gruppe von alten Menschen bezieht zusätzlich auch eine Rente aus der beruflichen Vorsorge. Die Höhe dieser Säule hängt aber entscheidend vom früheren Erwerbseinkommen ab. Die Ungleichheit bei den Erwerbseinkommen spiegelt sich somit in einer sich verstärkenden Ungleichheit der Renteneinkommen. Eine dritte Gruppe von alten Menschen bezieht schliesslich Leistungen aus allen drei Säulen. Es sind dies Personen, die schon im Erwerbsleben zu den Topverdienerinnen und -verdienern gehörten. Zu den Renteneinkünften fliessen in der Regel dann auch noch Einkommen aus dem eigenen Vermögen und aus Erbschaften zu.

Es ergibt sich ein sehr heterogenes Bild der Einkommen und Vermögen alter Menschen. So erzielten 2009 die ärmsten 20 % aller Rentnerhaushalte ein Bruttoeinkommen von rund CHF 2'800.– im Monat. 95 % der Einkünfte stammen aus Renten. Die reichsten 20 % der Rentnerhaushalte kommen auf ein monatliches Bruttoeinkommen von CHF 11'300.–. Hier macht der Anteil der Renten nur noch 74 % aus. Der Rest stammt aus Einkommen aus Vermögen und Erwerbstätigkeit.

Wenn nun unter dem Einfluss der demografischen Entwicklung das System der Altersvorsorge angepasst wird, ist dieser Ungleichheit Rechnung zu tragen. Im Vordergrund muss die Sicherung der AHV-Renten stehen. Dies wird umso leichter zu bewerkstelligen sein, je besser der wirtschaftliche Verlauf ist. Die Anpassung der Renten aus der beruflichen Vorsorge ist schwieriger, weil das Kapitaldeckungsverfahren sehr viel schwerfälliger auf Interventionen reagiert. Die Kürzung des Umwandlungssatzes aufgrund der steigenden Lebenserwartung wird darum nicht sofort durch einen höheren Kapitalstock zu kompensieren sein. Hier braucht es ein Management der Übergänge, um soziale Ungerechtigkeiten aufzufangen. Nach verschiedenen Niederlagen mit Teilrevisionen bei der AHV und der beruflichen Vorsorge versucht nun der Bundesrat mit dem Projekt «Altersvorsorge 2020», das Gesamtsystem der Altersvorsorge auf eine nachhaltig gesicherte Finanzierung auszurichten. In einem sorgsam organisierten Entscheidungsprozess will Bundesrat Alain Berset eine Mehrheit von Stimmenden und Kantonen zusammenbringen, um voraussichtlich 2018 – 100 Jahre nach dem Generalstreik – ein Ja an der Urne für eine zukunftstaugliche Altersvorsorge in der Schweiz zu erreichen. Man wird sehen, ob ihm das gelingen wird.

Wo findet der demografische Wandel statt? Beispiele aus Schweizer Gemeinden



Joëlle Zimmerli
Soziologin und Planerin FSU

Rahmenbedingungen in der Stadt

Menschen leben länger und wohnen damit auch länger in ihren Wohnungen. Im Gegensatz zu früher gibt es keine Suburbanisierung mehr im Alter, also keinen Wunsch nach einem Wegzug ins Grüne nach der Pensionierung: Ältere bleiben in der Stadt. Ein Grund dafür ist, dass sich verschiedene Lebenswelten und Möglichkeiten in der Stadt überlagern: Freundeskreis, Kinder, Freizeitmöglichkeiten, kurze Distanzen zur Naherholung, gute Versorgung und Anbindung an den öffentlichen Verkehr: Städte bieten heute eine hohe Lebensqualität, insbesondere Kleinstädte mit ca. 20'000 Einwohnern, aber auch die grösseren Städte wie Luzern, Zürich oder Winterthur.

Städte bieten unter dem Strich durch ihre funktionale und soziale Durchmischung und das grosse kulturelle und soziale Angebot sehr gute Rahmenbedingungen, damit die Menschen selbstständig und selbstbestimmt alt werden können.

Problemstellung in der Stadt: alte Menschen – alte Wohnungen, wenig Erfahrung mit Wohnungssuche und wenig Budget

Der Anteil Mieterinnen und Mieter ist in der Stadt sehr hoch. Bei den heutigen Alten handelt es sich zudem um eine Generation, die nur wenige Veränderungen in der Partnerschaft (zum Beispiel Trennung, Scheidung) erlebt hat und deshalb wenig umgezogen ist. Viele ältere Mieterinnen und Mieter leben also sehr lange in ihren Wohnungen und zahlen häufig sehr günstige Mietzinse. Das hohe Alter der Häuser führt allerdings dazu, dass diese sanierungsbedürftig werden. Und wie die Mieterinnen sind auch die Eigentümer häufig alt. Werden Häuser an die nächste Generation vererbt, steht meist eine Sanierung oder ein Verkauf an.

Da in Städten der Druck auf den Wohnungsmarkt wegen der grossen Nachfrage nach Wohnraum sehr hoch ist, werden Sanierungen, Ersatzneubauten oder Umwandlungen in Stockwerkeigentum durchgeführt. Der Mietzinsunterschied zwischen der Wohnung im sanierten Haus und der gleichen vorher bewohnten, unsanierten Wohnung ist meist gross, was sich ältere Mieterinnen und Mieter nicht leisten können oder es sich nicht leisten wollen, weil sie sich solch hohe Preise nicht gewohnt sind. Das führt dazu, dass ältere Menschen eine neue Wohnung suchen müssen. Da sie lange nicht umgezogen sind, haben sie wenig Erfahrung mit der Wohnungssuche. Häufig sind sie auch nicht mit dem Internet vertraut, worüber heute der Grossteil der Wohnungsvermittlung läuft. Da sie wenig Erfahrung mit dem Umziehen haben und wählerisch sind, brauchen sie lange, um sich zu entscheiden, und verpassen den Zuschlag für die Wohnung.

In der Stadt müssen ältere Personen also bei der Wohnungssuche unterstützt werden, es braucht ein Wohnungsangebot, das sie sich leisten können, und sie müssen lernen, schnellere Entscheidungen beim Wohnen zu fällen.

Lösungsansätze für Städte

Wohnungsangebote durch die öffentliche Hand sind beispielsweise Alterswohnungen, finanziert durch eine städtische Stiftung: Dies funktioniert in der Stadt relativ gut, weil der Druck auf dem Wohnungsmarkt sehr hoch ist und die Menschen unbedingt in der Stadt bleiben wollen; weil die Siedlungen meist sehr zentral oder gut versorgt sind, und weil sie sich in durchmischten Quartieren befinden, in denen die Alterswohnungen nicht auffallen.

Eine Vermietungspolitik kann bei Wohnungswechseln oder Neuwohnungsbezügen bewusst verschiedene Generationen berücksichtigen: Die Genossenschaft Gesewo hat es sich mit der Siedlung Giesserei in der Stadt Winterthur explizit zum Ziel gesetzt, verschiedene Generationen anzusprechen. Mit einer entsprechenden Vermietungspolitik, einer hohen Wohnqualität durch die Blockrandbebauung mit dem Innenhof, den Kräutergärten, einer Bibliothek und einem Restaurant bietet die Siedlung ein attraktives Angebot. Die Integration der gewerblichen Nutzungen ist

deshalb möglich, weil es sich um ein städtisches Quartier handelt, so dass auch eine Nachfrage aus dem Wohnumfeld besteht. Weil über 300 Personen in den Häusern wohnen, ist die Dichte an Menschen genügend hoch für die Nutzung der Aussen- und Gemeinschaftsräume.

Zielgruppenspezifische Plattformen können die Wohnungsvermittlung von Haus- und Wohngemeinschaften erleichtern: Über die gemeinsame Wohnungsvermittlung von Homegate und Pro Senectute können ältere Alleinstehende gemeinschaftliche Wohnformen finden. Es handelt sich um eine ähnliche Wohnungsvermittlung, wie sie beispielsweise von Universitäten oder Hochschulen für Studierende eingerichtet wird.

Das Projekt WOHNEN FÜR HILFE nutzt Synergien in grossen Wohnungen: WOHNEN FÜR HILFE bietet Senioren kostenlose Unterstützung bei täglich zu verrichtenden Arbeiten wie Einkaufen, Kochen, Putzen oder Gartenarbeiten. Durch die Unterstützung bis ins hohe Alter können ältere Menschen länger in ihren eigenen vier Wänden wohnen. Zudem ermöglicht WOHNEN FÜR HILFE Rentnerinnen und Rentnern den Kontakt zu neuen Gesprächspartnern. Früher wohnten «Untermieter» bei «Schlummermüttern» – WOHNEN FÜR HILFE geht aber weiter und zielt auf die gegenseitige Unterstützung. Das Konzept funktioniert so, dass die jungen Mitbewohnenden einen Teil ihrer Miete in Naturleistungen wie eben Haushaltsarbeit, Unterstützung beim Einkaufen oder Erledigen der Wäsche abgelten. Allerdings braucht es sehr viel Erwartungsmanagement und Vermittlungsarbeit, damit dieses Konzept funktioniert. Häufig sind die Erwartungen falsch oder werden nicht erfüllt. Damit handelt es sich nicht um ein «Massenkonzept», sondern um ein Nischenangebot.

Rahmenbedingungen in der Agglomeration: Die Suburbanisierung – also der Wegzug ins Grüne mit der Familie – hinterlässt ihre Spuren

Viele Babyboomer haben sich in den 1970er- bis 1990er-Jahren mit ihrer Familie in der Agglomeration eingerichtet, in das Haus investiert, zum Beispiel in den Garten, in Steinböden oder einen Wintergarten. Das Haus ist zum Projekt geworden, für das auch auf Ferien verzichtet worden ist.

Nach dem Auszug der Kinder ist viel Platz für alle möglichen Aktivitäten im Haus vorhanden. Es kann ein Fernsehzimmer, ein Nähzimmer oder ein Büro eingerichtet werden. Häufig fällt diese Zeit auch mit der Pensionierung zusammen. Das heisst, das Ehepaar verbringt plötzlich viel mehr Zeit zu Hause, und sucht nach Projekten, um sich zu beschäftigen, nachdem es zuvor viel Zeit am Arbeitsplatz verbracht hat.

Die Agglomeration bietet grundsätzlich gute Bedingungen bezüglich öffentlichem Verkehr und Versorgung für den täglichen Bedarf. Ältere Paare haben wenig Anreiz, aus den grossen Häusern auszuziehen. Sie sind viel unterwegs, laden Freunde zum Essen ein, oder haben Enkelkinder, die zum Übernachten kommen.

Grundsätzlich besteht eher eine geringe Bindung an die Wohngemeinde, aber eine grosse Bindung an das regionale Umfeld, wo Netzwerke und Identifikationsräume vorhanden sind, wie zum Beispiel ein See, die Berge zum Wandern oder Kinder, die in der Nähe wohnen und arbeiten.

Das Haus hängt für Frauen, die als Hausfrauen, Mütter und Teilzeitarbeitende viel Zeit zu Hause verbracht haben, mit zahlreichen Erinnerungen zusammen. Sie fürchten sich davor, dass Kinder nicht mehr zu Besuch kommen, wenn sie umziehen. Väter aus dieser Generation haben ihr Leben häufig mit Arbeit und Karriere verbracht und sich wenig zu Hause aufgehalten. Sie wollen nach der Pensionierung endlich auskosten, wofür sie vorher keine Zeit hatten – auch mit Enkelkindern.

Problemstellung in der Agglomeration: Der Wohnflächenverbrauch pro Person steigt stark an, weil es sich um eine geburtenstarke Generation handelt

Da es keinen Leidensdruck wie beispielsweise eine aussengesteuerte Sanierung der Wohnung wie in der Stadt gibt, droht die Gefahr, dass Babyboomer in Einfamilienhäusern den Zeitpunkt zum Umzug verpassen. Es bestehen heute wenige Vorstellungen davon, was ein attraktives Leben neben dem Einfamilienhaus sein kann. Wer aus dem Einfamilienhaus auszieht, wählt häufig den Umzug in eine Eigentumswohnung, andere ziehen in die Nähe der Kinder und Enkelkinder. In der Agglomeration gibt es wenige Vorbilder: Wer aus dem Einfamilienhaus auszieht, macht oft den

«Raumwechsel» in die Stadt, verlässt damit die Gemeinde und verschwindet von der Bildfläche. Häufig handelt es sich dabei um Paare, die beide in der Stadt oder auch international gearbeitet haben und nach dem Auszug der Kinder oder nach der Pensionierung keinen Grund mehr haben, in der Agglomeration zu bleiben. Innerhalb der Gemeinde besteht allerdings eine grosse soziale Kontrolle: Wer zieht um, und wer zieht wohin?

Die Nachbarschaft spielt insofern eine grosse Rolle, als dass sie ältere Personen definiert. Wer in einer gemischten Nachbarschaft wohnt, ist «jung». Wer in einem älteren homogenen Umfeld wohnt, ist «alt». Deshalb funktionieren «Alterswohnungen» tatsächlich nur für Alte, welche aus gesundheitlichen Gründen umziehen.

Lösungen für die Agglomeration: Miet- oder Eigentumswohnungen für eine Zielgruppe 65plus, nicht zu verwechseln mit «Alterswohnungen»

Bei speziellen Wohnformen für die ältere Generation muss in der Agglomeration auf die Zielgruppen achtgegeben werden. Ein Beispiel: In einer kleinen Aargauer Gemeinde wurden in einem langen Prozess Alterswohnungen geplant. Am Anfang sollten es Wohnungen für ein altes Zielpublikum sein, das bereits Unterstützung braucht, also gesundheitlich nicht mehr fit ist. Später entschied der Trägerverein, Wohnungen für Ältere zu machen, welche aus dem Einfamilienhaus ausziehen wollen, also noch bei guter Gesundheit sind und kurzfristig noch keine Betreuung benötigen. Nochmals später wurde entschieden, dass es eine generationengemischte Siedlung werden sollte.

Das Problem: Weil es kein klares Profil gab, ist nun die Mischung nicht gut gelungen und die Erwartungen der Mieterinnen und Mieter in der Siedlung sind sehr unterschiedlich. In der Kommunikation des Wohnungsangebots wurden Familien und jüngere Personen nicht berücksichtigt. Menschen mittleren Alters aus Einfamilienhäusern fühlten sich nicht angesprochen, weil sie ein «Altersgetto» befürchteten. Da die Gemeinde relativ klein ist, bestand eine grosse Aufmerksamkeit: Es wurde sehr genau beobachtet, wer sich für die Wohnungen interessierte. Niemand wollte sich exponieren und umziehen. Zum Schluss waren es fast nur Zuzügerinnen und Zuzüger, welche sich eine Wohnung mieteten. Das bietet natürlich auch die Chance für eine «Auffrischung». Die Einheimischen werden vermutlich in zehn Jahren nachziehen, wenn die Siedlung ein Profil entwickelt hat und es klar wird, dass es sich nicht um ein Altersgetto handelt. Sicher ist dies aber nicht, und einige Fehler bei der Planung der Siedlung hätten vermieden werden können.

Rahmenbedingungen in ländlichen Regionen: teure Pflegeplätze, die oft nicht notwendig sind

Alters- und Pflegeplätze sind sehr teuer, und häufig können ältere Menschen mit etwas Unterstützung zu Hause wohnen bleiben. Da die Pflege teuer ist, ist besonders in ländlichen Gemeinden daran gelegen, dass die älteren Personen so lange wie möglich selbstständig zu Hause wohnen. Es sind also Lösungen gefragt, die Selbstständigkeit der älteren Personen über eine Vernetzung zu verbessern und ihre soziale Integration zu stärken.

Problemstellungen auf dem Land: schlechte Versorgungssituation und Mobilitätsmöglichkeiten, weit entfernt wohnende Verwandte

In ländlichen Regionen kumulieren sich folgende Probleme:

- schlechte Versorgungssituation,
- häufig schlechte Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln, insbesondere abends und am Wochenende,
- Verwandte wohnen weit weg, sodass Unterstützung im Haushalt zeitaufwändig ist.
- Generell wenig Mietwohnungen, und neben gewöhnlichen Mietwohnungen gibt es in ländlichen Gebieten wenige alternative Wohnangebote wie betreutes Wohnen, Alterswohnungen usw. Die vorhandenen Mietwohnungen sind meist sehr alt und eher unattraktiv. Häufig wurden Mietwohnungen in den 1970er- und 1980er-Jahren für sozial schwächere Bevölkerungsgruppen gebaut. Das heisst, sie befinden sich meist auch in sozial klar besetzten Teilen der Gemeinde. Dort möchten ältere Personen nicht wohnen.
- Wenige Angebote für Einzelpersonen, da sich das Wohnungsangebot auf Familien und verheiratete Paare ausrichtet. Aber der Wertewandel macht vor ländlichen Gemeinden nicht halt, gefragt sind auch hier zunehmend Wohnungen für Alleinstehende.

Lösungen für ländliche Regionen: mehr Sicherheit im Alltag der Älteren und Angehörigen durch ein Hilferufsystem, welches vor allem zur sozialen Vernetzung beiträgt

Die Region Frick hat eine iPad-Applikation entwickelt mit dem Ziel, dass Ältere länger selbstständig zu Hause bleiben und Angehörige von der täglichen «Kontrolle» entlastet werden können. Gleichzeitig fühlen sich Ältere dadurch weniger überwacht. Für das Projekt wurde den Testpersonen ein iPad abgegeben. Die Applikation funktioniert folgendermassen:

Auslösen des Hilferufes: Die zuständige Fachfrau Pflege der Temporärstation erhält die Alarmmeldung und versucht, die ältere Person telefonisch zu erreichen. Wenn die Kontaktaufnahme nicht möglich ist, kommt die Fachfrau unverzüglich in der Wohnung vorbei und informiert bei Bedarf auch die Angehörigen.

Täglicher Sicherheitscheck: Wird der Sicherheitscheck im definierten Zeitfenster nicht ausgeführt, erhält die zuständige Person in der Geschäftsstelle eine Meldung. Sie versucht, die ältere Person innerhalb einer Stunde telefonisch zu erreichen. Ist die telefonische Kontaktaufnahme nicht möglich, schaut die zuständige Person in der Wohnung vorbei.

Erfolgsfaktoren bei der Entwicklung der Applikation waren, dass diese gemeinsam mit älteren Testpersonen erfolgte und damit die Software an deren Bedürfnisse angepasst werden konnte. Beim Verein handelte es sich um ein gutes Team sowohl mit technisch versierten als auch älteren Personen, die einen Bezug zur Zielgruppe hatten. Der Verein organisiert die gesamten Human Resources und stellt die Infrastruktur zur Verfügung.

Ein wichtiger Lernfaktor ist: Ältere Personen finden die Applikation nicht wegen ihrer Funktion interessant, sondern wegen der Möglichkeiten, die ihnen das iPad bietet. Zum Beispiel E-Mails mit Enkeln, Fotografieren, Zeitung lesen, Jassen oder die Nutzung des SBB-Fahrplans. Über diese Zusatzmöglichkeiten können sie als Kundinnen und Kunden gewonnen werden. Diese Zusatzfunktionen helfen den Seniorinnen und Senioren auch, dass sie mit dem Gerät in Übung bleiben, weil sie den Hilferuf und den Sicherheitscheck nur selten anwenden.

Schlussfolgerungen

Wohnen im Alter ist heute sehr lange selbstständig möglich. Selbstständigkeit ist immer weniger eine Frage des Alters, sondern des Lebensstils und der Gesundheit der älteren Person. Eine zentrale Rolle spielt das Wohnumfeld: Versorgung, Mobilitätsmöglichkeiten, soziales Netzwerk oder Wohnungsangebot. Und dieses hängt wesentlich vom «Raumtyp» ab, wird also strukturell mitbestimmt. Der Raum wirkt beim Wohnen im Alter also stark als «Gefäss», weil das Wohnen nicht nur auf die Wohnung reduziert wird, sondern auch umfasst, was im Wohnumfeld und in der Region vorhanden ist.

The Empowerment Process throughout a Participatory Evaluation Project in the View of Demographic Change



Anna Ciraso-Calí
Departament de Pedagogia
Sistemàtica i Social. Universitat Autònoma de Barcelona



Prof. Dr. Anna Planas Lladó
Departament de Pedagogia.
Universitat de Girona

Introduction

This paper was made in relation with a research project, called "Participatory Evaluation of community actions as a learning methodology for personal and community empowerment"¹ and is funded by the Spanish Ministry of Science and Innovation. The project seeks to answer a question which is related to social education, community participation processes and socio-educational work in the community: We wondered if Participatory Evaluation (PE), developed in the framework of community actions, generates learning curves that enable people to empower themselves. To answer this question, we implemented a PE process in three communities in Catalonia, and we applied several tools and techniques to assess the empowerment as an output of this process.

In our research, PE is presented as a social and educative strategy that improves the knowledge and experience of the people from each community and generates a shared learning experience that stimulates people and groups likewise, and that enables communal restructuring and transformation. PE combines the researchers' expertise in evaluation with the community members' knowledge about their own lives and the circumstances in the community.

The involvement of different actors in the evaluation processes (Daigneault & Jacob, 2009; Mathison, 2005; Withmore, 1998) is an emerging trend in the field of community development. Evaluation results which are generated through the PE process can have greater internal validity and normally they are also considered to be more significant to the people to whom the evaluation is addressed. Moreover, a PE process stimulates democratic dynamics and personal and communitarian empowerments likewise (Lennie, 2005; Smits, Champagne & Brodeur, 2011; Plottu & Plottu, 2009).

These participatory processes imply that people assess, individually and collectively, the activities and community projects in which they participate and whose outputs can affect them. From our point of view, this thoughtful and deliberative process, which consists of valuing people's actions and projects, is above all a socio-educational process. Thus, we are talking about learning, education and empowerment.

In this paper we would like to present some of the individual and community empowerment processes of a specific group involved in one of the PE projects, which took place in 2012 in Badia del Vallès (Barcelona, Spain). Also, we would like to describe in detail some of the aspects of this process that are related to demographic change and transition. In this respect, some of the questions we aim to answer are: How do people of different ages and backgrounds interact in and shape the steering group?

Does the PE change some of the inter-generational expectations and relationships? How does an individual identity change or establish itself in relation to a melting pot of other identities? And do these new identities emerge in the PE process?

Context and participants

Badia is a town located in the region of Vallès Occidental, in the province of Barcelona. It has a population of 13,643 and with an extension of less than one square kilometer, the town possesses one of the highest densities in Catalonia.

Badia was created in the early 1960s, in the framework of a National Housing Plan. The purpose of this plan was to decongest the Barcelona metropolitan area from the arrival of immigrants from the rest of Spain. The rapid growth of Badia caused dense housing in the town, mostly ver-

1

EDU2010-15122/Subprogrma EDUC. PI: Xavier Úcar. Research group: Anna Ciraso, Estefanía Crespo, Héctor Núñez and Pilar Pineda (Autonomous University of Barcelona); Anna Planas and Pere Soler (University of Girona); Esther Gil, Pilar Heras and Asun Llena (University of Barcelona); Laia Sánchez (Citilab). With the collaboration of: Jordi Colobrants, Arantxa Ribot and Jordi Rieradevall.

tically integrated without many green spaces. Additionally, the town's setting is quite isolated from other localities and the boundary of the municipality makes it unfeasible to build new housing and facilities, due to a lack of land.

Badia's population has a strong tradition of community actions. Throughout its short history, great importance has been given to its people who have been engaged in many neighborhood protests and struggles to achieve better services in the city and enhance their quality of life. This is the background on which we formed the steering group who was in the lead of the PE. During time the group consisted of a very variable number of people. Although there was a stable core of members, other persons joined the team just for certain themes or periods and left again. This was also due to the role of the community workers who recruited people, who were only interested in giving their opinions about some areas of the communitarian actions and not on the whole process.

Within the project in Badia, we carried out 13 face-to-face sessions, during 12 months (between December 2011 and January 2013); the average attendance in every session was 13 persons. In total, the members of the PE team consisted of five university evaluators, six community workers, and 20 people from the neighborhood. Among these, we should highlight the great diversity in ages, backgrounds and skills: There were university students, grandmothers, a foundation coordinator, a mother from Morocco and several retired workers. During these sessions, we evaluated two different areas of community action: the area called "anti-crisis" and the area of non-formal education.

Method

The methodology to obtain evidence on the PE participants' individual and communal empowerment processes was focused on two aspects: The specification of a system of empowerment indicators and the construction of data collection tools.

First of all we created a set of variables and indicators concerning the empowerment. These variables and indicators were developed from the theoretical basis of empowerment (among others, Fetterman & Wandersman, 2007; Holte-McKenzie, Fordes y Theobaldo, 2006; Laverack, 2001; Maton, 2008). The categories were subsequently revised by the participants of the research project (community workers, university evaluators and people from the neighborhood). Two members of the research group were in charge of the categorization and analysis, which was carried out using different programs (Atlas.ti, Excel, SPSS, text processor).

Second, we designed different strategies to collect data on empowerment: a) initial and final questionnaires (answered by 13 and 10 PE participants respectively), b) content analysis of nine semi-literal transcriptions of community meetings, and c) five semi-structured interviews with PE participants.

Finally, we analyzed all the collected information within the structure of the system of indicators. We are going to present here some of the most relevant aspects on acknowledgment, community identity, community integration and inclusions that can be related to demographic characteristics and changes on the Badia territory.

Results²

Initially, the steering group of the PE was composed of community workers and elder people, who came to Badia in the 1960s or 1970s from outside Catalonia. Especially the elder women had often only a very basic educational level. Nevertheless it was possible for them to collaborate with the town hall and other institutions in projects like the food distribution for the poor. The group also included a woman from Morocco, who is a mother and participates in the local school association of parents; some of the elder men were former trade union members that are now involved in some social projects from the Elder's Home and in the community vegetable garden. Additionally, a coordinator of a local foundation was also part of the steering group: his intention was to get a better knowledge of the community and he also took part because he didn't know many of the other group members before.

2

Authors translated all the quotes reported in this paper, originally in Spanish or Catalan, into English.

From the beginning of the PE process, a great associative network emerged during discourse. However, many group members expressed their concerns about the community actions: First of all, they saw a lack of coordination among the different institutions and NGO's, which occasionally provoked conflicts. Another problem was in regard of some migration aspects, such as rumors about foreign people and xenophobe commentaries. Finally, the elder group members felt an important lack of participation from young people. At the beginning they saw youth participation as inexistent, although after a few sessions the group members turned more self-critical on their own relationships with young people:

We ourselves could address them. Maybe, this way they could engage themselves [into voluntary service].

From the beginning of the process, the group members showed their motivation to use this participatory space to cope with some of the apparent problems of the community, and were willing to invite more people into the group in order to have more collectivities represented there.

Acknowledgment among generations

After few sessions, a university student heard about the PE project through the community workers and joined the group introducing himself as a «committed youngster». The other members welcomed him enthusiastically, but some resistance also began to appear from some of the elder people:

We believed in a real fight, 40 years ago. Nowadays, young people don't believe in anything.

Everything that Badia has now is thanks to ourselves, who came here when it was built.

The community worker tried to mediate in this discussion, suggesting that an important part of the young people is involved in fights too and that they are also involved in the community:

But we can't say that nowadays young people don't do anything. Take a look at the 15-M!

Different perceptions and expectations were worked out and at the end of the session, some more respectful commentaries were heard, willing to join different people and groups together, who have something in common and something to give to each other:

Now we have young people with a good education but without jobs. I wish the old and the young could get together to express their concerns. And if a bunch of those people come from the university, it's even better!

This young man participated very actively throughout the PE process and was also able to involve some of his friends. Through this way, he gained the respect and the trust from the other members of the group, who at the end recognized the richness and value to have a different point of view represented in the group. The following quote exemplifies the opinion of an old man, who learned new things about the young people in Badia during the process and who now acknowledges them as valid actors in the community:

In this group, I have heard several young people speaking and they deserve our respect: I take my hat off! Not all young people are smoking joints all the time. [...] Even persons who I didn't think that they would commit themselves... Because they were very different in the way they act in Badia... I say... no, first you must have a dialogue and get to know the people before you can judge them. [...] I saw young people who are very involved and this was a satisfaction for me. [...] We shouldn't have this repulse, the old to the young and vice versa.

On the other side, the student told us that thanks to the participation in this group, he learned to understand the importance of the role of the old people in town:

In Badia there's not only the youth's vision, that is recent, but above all there's the voice of the elder people... Badia really wasn't born like it's now... There's a lot of stuff behind it, a lot of fights and a lot of things that were achieved.

During the interview, he emphasized that it was very enlightening for him to be in touch with people of different generations. During the process he assumed the responsibility to forward some of the concerns of the young people to the steering group.

Community identity

Generally people from Badia, who were involved in community actions, felt already a great sense of identity to the town. The elder members explained this complex identity as the result of a long process: when they arrived 30 or 40 years ago, they typically felt that they did not belong to the community and that they were just temporarily here. Then they started to see their common needs and began to create associations and neighborhood unions to improve the quality of their lives:

You get land [...] and there you build a bunch of residential blocks, and you start to distribute flats, social housing etc. [...] The situation here is surreal [...] Why does social cohesion happen? Because there are common needs, and people get together to face these needs.

During the PE process, we saw that this identity was based on fights, associations, trade unions and parties and that these can create fractions within the village. We realized also that this identity may hinder a sense of common belonging, beyond the particular units. Some of the group members also said that this project helped them to get closer as individuals rather than as members of a (previous) group. The community worker explains:

You participate in a project, in an association, but beyond that, when you talk about community action ... the good thing is that people identify themselves with the group beyond their personal labels.

Furthermore, the participation in the PE process enabled the participants to share their vision of the village and their identities. The visualization of the positive aspects of the history and of the present of Badia promotes a new sense of pride and identification with the village and with the broader community. This development culminated in a piece of Forum Theater, performed by the members of the steering group at the end of the project. The following quote of a member explains the identity process, throughout the PE and after the theater play:

When we started this project, we could only find people who saw the belonging to this village as a problem. Now there is a project, with the collaboration of the university and with a theater play as an ending, where actors interact from the stage with the spectators in the audience... If this was important for me, I think that it was even more important for the people who live here.

Community inclusion and integration

From the point of view of inclusion and integration, although the impacts cannot yet be seen within this short time after the end of the project, we can nevertheless point out some interesting changes in the relationships between the locals and the recent immigrants, and between young and old people.

First of all, the steering group members expressed their intentions to keep on working together at the end of the process. They were also willing to form a link with some associations which unite gypsies and foreigners. Through the following quote we can see that this intention is related to an acknowledgment of other collectivities' fights and unions, and that some kind of identification with those who are now struggling took place, mainly because of the problems that they were also encountering 30 years ago:

There are people from other places who were also engaged in the community, and it would be good [...] to involve [in this group] all these people. People from other ethnicities, gypsies or people from Morocco... I know that they are all "associated" somehow and that there are people who are also fighting for a home and have for example the same problems with their mortgage as we do... [...] So, to get a link to these people would be very interesting.

Second, although the problems concerning the lack of participation are solved, a positive impact of the PE is that it promotes the collaboration among different groups and associations:

The social volunteers is an association that is very linked to the "Commission of the Old", but in a excluding way [...] This process has been a possibility to open the accessibility of the association. [...] I think that this has given them the motivation to do more.

Some members of the steering group are now participating in a coordinative organization for socio-cultural entities, which in the future can prevent some of the conflicts they have had among themselves. Also did the community worker inform us about an increased involvement of young people in some of the projects which were typically developed and carried out by the elder people. This can be seen as a result of the student's leadership and engagement in the steering group.

Conclusion

Participants, both neighbors and community workers, felt that the PE has been very helpful and a valid strategy to address issues that cut across various services and resources in town. Some of the most positive outcomes of the process of the PE in Badia are the individual and collective learning curves that this process has generated. The learning curves have been identified and assessed by the participants.

We saw the initial desire of the steering group to have more collectivities represented in the PE process, because the group members perceived the need to count on people with different backgrounds, skills and knowledge: local community workers who have an overview of the community actions, groups and dynamics; elder people who know and experienced the development of the town over time; young people who can forward their concerns about the future of the town and generally have a good education; and university evaluators who know how to implement the PE process and can advise the group. Once some of the problems of the community actions were identified, they wanted to use the diversity and richness of the group members' backgrounds and experiences to approach them. We can also say that in the work of the steering group an important element was the acknowledgment of the others as a source of learning: it improved the harmony within the group and raised the potential for horizontal and collaborative learning. In addition, we created bonds between the people who were involved in the PE process, which is extremely valuable to strengthen the relations among the people, groups and generations in the community of Badia.

Furthermore, we can assert that this participatory process induced a mutual respect among two generations, who now show a lot more understanding and acknowledgment towards each other. This may have an impact in the future in terms of involvement of young people in community actions which were typically developed and carried out by elder people.

Finally, participants expressed that their personal identity in relation with the community flourished, especially considering their newly found common needs and the possibility to get together and fight to achieve improvements of the quality of life in town. At the same time, some group members realized that there are also other people who have the same problems and who are also active in associations. During the PE, the group members were able to share their identity and refer to the positive aspects of the town. Moreover, the PE increased people's sense of belonging to the steering group as such.

The obtained results allow us to conclude that PE methodology is able to empower people who are engaged in this kind of process. The methodologies used in PE process also contribute to the development of a set of skills that lead to the empowerment of both, the individual and the group.

References

- Daigneault, P. M. & Jacob, S. (2009). *Toward Accurate Measurement of Participation. Rethinking the Conceptualization and Operationalization of Participatory Evaluation*. In: American Journal of Evaluation, 30(3), 330–348.
- Fetterman, D. & Wandersman, A. (2007). *Empowerment evaluation: Yesterday, Today and Tomorrow*. In: American Journal of Evaluation, 28, 179–198.
- Holte-McKenzie, M., Fordes, S. & Theobald, S. (2006). *Development of a participatory monitoring and evaluation strategy*. In: Evaluation and Program Planning, 29, 365–376.
- Laverack, G. (2001). *An identification and interpretation of the organizational aspects of community empowerment*. In: Community Development Journal, 36(2), 134–145.
- Lennie, J. (2005). *An evaluation capacity-building process for sustainable community IT initiatives*. In: Evaluation, 11(4), 390–414.
- Mathison, S. (2005). *Encyclopedia of Evaluation*. CA, USA. Sage Publications.
- Maton, K. I. (2008). *Empowering, Community Settings: Agents of Individual Development, Community Betterment, and Positive Social Change*. In: American Journal of Community Psychology, 41, 4–21.
- Plottu, B. & Plottu, E. (2009). *Approaches to participation in evaluation: some conditions for Implementation*. In: Evaluation, 15, 343–359.
- Smits, P. A, Champagne, F. & Brodeur, J. M. (2011). *A mixed method study of propensity for participatory evaluation*. In: Evaluation and Program Planning, 34(3): 217–227.
- Whitmore, E. (1998). *Editor's notes*. In: New Directions for Evaluation, 80, 1–3.

KONFETTI IM KOPF – Demenz berührt mit vielen Gesichtern



Michael Hagedorn

KONFETTI IM KOPF e.V.
Ottenser Hauptstrasse 35b
22765 Hamburg
Deutschland
0049 0177-5523366
mh@konfetti-im-kopf.de

«Mitdenken, Mitfühlen und Mitmachen» hat sich die lebensbejahende Demenz-Aktion KONFETTI IM KOPF auf die Fahnen geschrieben. Sie fordert auf, hinter dem Schreckgespenst der Diagnose die Menschen mit Demenz zu entdecken. Deren Leben ist oft viel facettenreicher und bunter, als wir es vermuten. Nur wenn wir unsere Berührungsängste ablegen, können wir tragfähige Lösungen entwickeln, um Menschen mit Demenz aus dem gesellschaftlichen Abseits zurück in unsere Mitte zu holen. Der gemeinnützige Verein Freunde & Förderer KONFETTI IM KOPF initiiert unter der Schirmherrschaft des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Prof. Dr. Roman Herzog und mit Unterstützung eines grossen Netzwerks aus der Demenzpflege aufmerksamkeitsstarke Stadtevents, zum Beispiel in Berlin, Stuttgart und Hamburg.

KONFETTI IM KOPF in Hamburg

Im Mittelpunkt der bislang grössten Aktion von KONFETTI IM KOPF, der Kampagne in Hamburg im Mai/Juni 2013, stand eine grosse Open-Air-Ausstellung in der Innenstadt mit ungewöhnlichen Farbportraits und berührenden Geschichten aus dem weltweit umfangreichsten Fotoprojekt zum Thema Demenz. Die Ausstellung wurde flankiert von einem spannenden und bunten Rahmenprogramm, bei dem viele Prominente als Aktionspaten mitwirkten, darunter die KONFETTI-Botschafterinnen und -Botschafter Bettina Tietjen, Dagmar Berghoff und Dirk Steffens. Auf dem abwechslungsreichen Programm standen diverse Konzerte, Theateraufführungen, Lesungen, Filmabende, Vorträge, Kunst- und Musik-Workshops, Tanzveranstaltungen für Menschen mit und ohne Demenz und aussergewöhnliche Stadtaktionen. Ein besonderer Ort der Begegnung war das über zehn Tage von Musik- und Kunsttherapeuten betreute Atelierzelt, das zu künstlerischer Auseinandersetzung oder einfach einem angenehmen Gespräch einlud.

Grosses Netzwerk

Eine so grosse Aktion wie in Hamburg kann nur auf die Beine gestellt werden, wenn viele Menschen, Institutionen und Unternehmen sie gemeinsam tragen: Als Hauptsponsor engagierte sich die Frank Wagner Holding, sowohl finanziell als auch in den Bereichen Logistik und Personal. Weitere wichtige Unterstützer waren die Albertinen-Gruppe und die WIBU-Gruppe in Ahrensburg, die Homann-Stiftung, die Hamburger Sparkasse und die Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz der Freien und Hansestadt Hamburg. Ausserdem machte sich ein sehr grosses Unterstützernetzwerk mit über 150 Institutionen aus der Demenzarbeit und Hamburger Unternehmen für KONFETTI IM KOPF vor Ort stark, das nun mit und für KONFETTI IM KOPF weitere lokale Aktionen plant.

Begegnung mit und bei Kunst und Musik

Eines der Highlights des Hamburg-Events im Mai/Juni 2013 war neben der grossen Open-Air-Ausstellung in der Hamburger Innenstadt ein Kunst- und Musik-Atelier mit integriertem Café. Das interdisziplinäre Angebot wurde gestaltet von erfahrenen Musik- und Kunsttherapeutinnen und -therapeuten und ermöglichte Betroffenen, Angehörigen und allen Besucherinnen und Besuchern einen einzigartigen Begegnungsraum. Hier trafen sich alle Bevölkerungsschichten – Jung und Alt – um sich im kreativen Zusammenspiel kennen zu lernen. Bereits Ende 2009, im Rahmen der Kampagne KONFETTI IM KOPF in Berlin, bereitete der erste interkünstlerische Workshop-Tag im Bereich Musik und Kunst den Boden für eine Idee, die in dieser Form einmalig ist und die von einer Vielzahl von Kunst- und Musiktherapeuten unterstützt wird. Die inspirierenden Erfahrungen in Berlin, Stuttgart und während der Aktionstage in Hamburg sowie die begeisterte Resonanz der Besucher veranlassen uns jetzt, diese in die Tat umzusetzen:

Das KONFETTI-Café

An zwei bis drei belebten Standorten in Hamburg öffnen in einem Pilotprojekt ab dem zweiten Quartal 2014 KONFETTI-Cafés einmal oder mehrmals im Monat ihre Türen, mit der mittelfristi-

gen Perspektive möglichst täglicher Öffnungszeiten, auch an Wochenenden. Hier sind alle herzlich willkommen: Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers aller Generationen, Spaziergängerinnen und Spaziergänger, Menschen mit Demenz, die zu Hause leben, und ihre Angehörigen. Im KONFETTI-Café wird es nicht nur kulinarisch, sondern auch künstlerisch-musikalisch zugehen. Unter fachkundiger Anleitung von Kunst- und Musiktherapeuten wird gemeinsam gestaltet, gemalt, gewerkelt, gelacht und gesungen. Damit wird ein lebendiger Freiraum geschaffen, in dem das gemeinsame Erleben und Tun im Mittelpunkt steht. Regelmässig lädt das KONFETTI-Café auch Schulklassen, Kinder aus Kindergärten und Pflegeschülerinnen und -schüler ein. Sie alle lernen in kreativer Atmosphäre den selbstverständlichen Umgang mit Menschen mit Demenz – und haben eine schöne Zeit miteinander. Über das Jahr verteilt werden saisonale Thementage veranstaltet, zu denen alle Hamburgerinnen und Hamburger, die Freude am kreativen Miteinander haben, eingeladen sind.

Aufsetzen auf bestehende Strukturen

Um Synergien zu nutzen und die Kosten gering zu halten, nutzt das KONFETTI-Café ein bestehendes Café sowie zwei zum Quartier hin geöffnete und einladende Wintergärten zweier Senioreneinrichtungen mit guter Infrastruktur. Die Gastronomie in den sympathischen Räumen mit direktem Strassenzugang wird von Mitarbeitenden der Einrichtungen und Ehrenamtlichen betrieben. Die Betreuung vor Ort durch Pflegekräfte, Musik- und Kunsttherapeutinnen und -therapeuten ist gesichert. Dafür liefert KONFETTI IM KOPF regelmässig ein abwechslungsreiches Programm, übernimmt die Öffentlichkeitsarbeit, spricht die Zielgruppen an und sorgt somit für die Belebung und eine hohe Attraktivität dieses Angebotes.

Wir denken und handeln neu

Anders als bei den meisten bestehenden Angeboten an Alzheimer-Cafés und -Tanzcafés im In- und Ausland setzen wir durch einen sympathischen, aber nicht inhaltlich vorbelasteten und stigmatisierenden Namen die Hemmschwelle sehr niedrig, gerade für Menschen mit Demenz im Frühstadium, die noch zu Hause versorgt werden – immerhin rund 60% aller Betroffenen. Gleichzeitig ist der Begriff «Konfetti» durch den grossen Erfolg der Hamburger Aktivierungskampagne KONFETTI IM KOPF im Sommer 2013 gut in der «Szene» und in der breiten Öffentlichkeit eingeführt.

Inklusion statt Stigmatisierung

Da das Thema Demenz noch immer sehr angstbesetzt ist, möchten viele Betroffene und Angehörige nicht mit entsprechenden Einrichtungen in Verbindung gebracht werden, sich nicht «outen». Wir wollen an einem demenzsensiblen, aber für alle offenen Ort diesen Teufelskreis aus Scham und Überlastung durchbrechen und einen Begegnungsraum schaffen, in dem man sich Rat holen, Spass haben oder einfach nur sich selbst im Kreise lieber Menschen sein kann. Das bestehende Café ist eine vom Pflegeheim unabhängige, gut im Quartier eingeführte Lokalität mit Gästen einer grossen Altersspanne, und es befindet sich in einem eigenen Gebäude. Durch lebendige, vielfältige und keineswegs nur seniorengerechte Angebote schaffen wir Anreize für viele Menschen im Quartier, mit und ohne Demenz, diese wahrzunehmen und aktiv mitzugestalten.

Unsere Vision

Die Durchführung der KONFETTI-Cafés an den aktuell geplanten Standorten ist ein Pilotprojekt mit dem Ziel, dieses Angebot schon bald auf klassische Cafégeschäfte in belebten Stadtteilen auszudehnen und sich dadurch noch stärker ins Quartier zu öffnen. Unserer Überzeugung nach gehört ein KONFETTI-Café in möglichst viele Stadtteile. Wir werden daran arbeiten, dass es in den folgenden Jahren in Hamburg, aber auch in anderen Städten eine Vielzahl von KONFETTI-Cafés gibt, die Jung und Alt, betroffene und nichtbetroffene Menschen zusammenführen, auf dass Menschen mit Demenz und ihre Familien aus dem Abseits immer mehr in die Mitte unserer Gesellschaft rücken können. Neben den grossen Städtekampagnen bilden die ihnen nachfolgenden nachhaltigen Aktivitäten wie die KONFETTI-Cafés die zweite Säule im Konzept von KONFETTI IM KOPF.



Der demografische Wandel und seine Auswirkungen für die Schweiz



Franziska Maurer
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit

Winter 1996, ich bin fünf Jahre alt. Es ist kalt, aber die Sonne scheint. Ich halte die Hand meiner Grossmutter, und wir gehen gemütlich durch den verschneiten Wald in Arosa. Wir sind auf dem «Eichhörnchenweg» und füttern die Tierchen aus der Hand mit Nüssen. Der Weg ist glatt. Ich rutsche aus. Meine Grossmutter hält mich fest an der Hand, schaut, dass ich nicht hin falle. «Gell, Nani, heute hältst du mich fest an der Hand, und wenn ich mal gross bin, dann passe ich auf dich auf.» Meine Grossmutter erzählt mir diese Geschichte immer noch gerne. Vor einem Jahr bin ich abermals mit meiner Grossmutter nach Arosa gefahren, um mit ihr nochmals denselben Weg zu gehen, den ich mit ihr als Kind so oft gegangen bin. Wie vor 16 Jahren ist der Weg stellenweise vereist. Ich halte meine Grossmutter fest bei der Hand, damit sie nicht fällt.

Die Rollen von meiner Grossmutter und mir sind im Wandel begriffen. Früher hat sie auf mich aufgepasst, heute bin ich es, die ihr den Arm anbietet. Für mich ist diese Anekdote ein sehr schönes Beispiel, wie sich die Rollen verändern und wie beide Generationen voneinander profitieren, wenn auch manchmal nicht zur selben Zeit. Dieses Bewusstsein scheint zu schwinden. Viele junge Menschen haben nur sehr wenig Kontakt mit älteren Menschen. Meistens beschränkt sich der Kontakt auf die Grosseltern oder die weitere Verwandtschaft. Vielen Jungen fehlt der regelmäßige Kontakt mit Personen aus anderen Generationen. Die Gesellschaft hat sich diesbezüglich sehr verändert.

Mehrgenerationen-Haushalte trifft man nur noch selten an, die Lebenswelt hat sich auf die eigene Generation verlagert. Gleichzeitig gibt es deutlich mehr Menschen über 65 Jahre als früher. Laut Pasqualina Perrig-Chiello und François Höpflinger sind heute knapp ein Viertel aller in der Schweiz lebenden Menschen über 65 Jahre alt. Die Tendenz ist steigend (2011). Gar über 60% sind über 55 Jahre alt. Es wird also in Zukunft immer mehr ältere Menschen geben. Was machen wir mit ihnen? Die Wertschätzung für das Alter hat in der Gesellschaft abgenommen. Alter ist ein Schreckgespenst für viele junge Menschen. Vielleicht wollen sie aus diesem Grund nichts zu tun haben mit Menschen, die im letzten Stadium des Lebens angelangt sind? Oder haben sich die Generationen nichts zu sagen? Nein, das möchte ich beides an dieser Stelle vehement verneinen.

Die verschiedenen Generationen haben zu wenig Berührungspunkte – sie kennen sich nicht. Dabei könnten beide Generationen viel voneinander profitieren. Was die Jungen an Kraft haben, das haben die Alten an Erfahrung. Was die Jungen an Stress haben, das haben die Alten oft an Zeit und Ruhe. Gerade diese Gegensätze können wichtige Berührungspunkte sein. Es gibt bereits einige Projekte, welche die Generationen über die Familiengrenzen hinaus erfolgreich zusammenführen. Ein Beispiel sind Leihgrossmütter und Leihgrossväter. Ältere Menschen, die keine eigenen Enkel haben oder keinen Kontakt zu diesen, und Kinder, die keine Grosseltern (mehr) haben, finden zusammen, und dies zur Freude beider Generationen. In der Zusammenführung und Verständigung zwischen den Generationen gibt es aber nach wie vor einen grossen Handlungsbedarf. Er ist unter anderem daran zu erkennen, dass die Generationen grosse Vorurteile gegeneinander haben. Das ist ein Feld, in dem die Soziale Arbeit (noch mehr) gefragt ist. Im Berufskodex (Beck et al.) hat es sich die Soziale Arbeit zum Ziel gemacht, «Lösungen für soziale Probleme zu finden, zu entwickeln und zu vermitteln». Die demografische Entwicklung ist ein solches soziales Problem. Die Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und des gegenseitigen Verständnisses sind bereits wichtige Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit. In Zukunft werden sie aufgrund der immer älter werdenden Gesellschaft noch wichtiger. Deshalb ist es für die Soziale Arbeit essenziell, dieses Feld aktiv mitzugestalten und zu agieren, nicht erst zu reagieren.

Quellen

- Beck, Susanne; Diethelm, Anita; Kerssies, Marijke; Grand, Olivier & Schmocker, Beat (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*. In: Avenir social, Bern.
- Perrig-Chiello, Pasqualina & Höpflinger, François (2011). *Pflegende Angehörige älterer Menschen*. Bern: Huber.

Der globale demografische Wandel



Andreas Kaufmann
Student Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Einleitung

Die gesamte Menschheit wird immer älter und dies in einem rasanten Tempo. Im Atlas der Globalisierung (2009, S. 14) ist zu lesen, dass sich in den meisten Ländern, besonders aber in Europa, Nordamerika, Australien und Neuseeland, um das Jahr 2050 die Zahl der über 65-Jährigen verdoppeln wird. Dazu kommt, nach einem explosionsartigen Bevölkerungszuwachs Ende des 20. Jahrhunderts, nun ein Bevölkerungsrückgang, dies, weil die Geburtenrate unter die Sterbeziffer sinkt. Diese Entwicklung steht zum Beispiel dem subsaharischen Afrika noch bevor, welches heute noch ein Durchschnittsalter von ca. 15 bis 19 Jahren aufweist.

These

Diese Entwicklung fordert ein Umdenken in der Gesellschaft. Es gibt immer weniger Personen, die in die Rentenkassen einzahlen, und immer mehr, die ins Bezugsalter kommen. Die Ideen sind aber immer dieselben geistlosen Ansätze, wie die Verlängerung der Lebensarbeitszeit oder die Erhöhung des Rentenalters. Innovation in diesem Bereich: Fehlanzeige.

Argumentation

Gemäss dem Bericht «Voneinander lernen» des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (2013) gehen viele der Massnahmen in Richtung Verlängerung der Lebensarbeitszeit oder Erhöhung des Rentenalters. In den analysierten Ländern wie Japan, Polen und Grossbritannien ist das Rentenalter bereits angehoben oder der Anstieg beschlossene Sache. Diese Diskussionen kennen wir spätestens seit Bundesrat Couchepin und fürchten uns davor, im Greisenalter noch auf dem Bürostuhl zu sitzen und auf das Rentenalter zu warten, das uns im Jahr 2050 vielleicht erst gegönnt wird, wenn wir 70 sind. Was ist mit den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern ohne Sitzgelegenheiten, die schwere körperliche Arbeiten verrichten müssen? Welche Lösungen verhindern, dass unser System kollabiert? In einer Gesellschaft, in welcher die meisten bis 30 studieren und ab 35 vielleicht mal ein Kind haben – wenn überhaupt –, kann das Verhältnis der Personen, die eine Rentenabgabe entrichten, zu jenen, die eine Rente beziehen, nicht aufgehen.

Aus Ländern wie Schweden, welches ohnehin in der Sozialpolitik stets fortschrittlich war, kommen neue Ideen. Während in China in absehbarer Zeit eine erwachsene Person über die Sozialabgaben für zwei Eltern und vier Grosseeltern sorgen muss, hat es Schweden mit einer aktivierenden Familienpolitik geschafft, dass die Geburtenraten nicht so tief in den Keller sackten. Die zweithöchste Geburtenrate Europas belegt dies. Daneben ist auch das Anrecht auf zwei Fortbildungen pro Jahr ein Mittel, um die Arbeitstätigkeit auch im Alter dank guter Qualifikationen zu sichern.

Kanada hat einen anderen Lösungsansatz. Es ist ein klassisches Einwanderungsland. Mit der Problematik des demografischen Wandels hat sich Kanada davon gelöst, die Einwanderung nur unter ökonomischen Gesichtspunkten zu steuern. Das Land versucht, mit dem Anlocken von jungen Einwanderern und Einwanderinnen dem demografischen Wandel Rechnung zu tragen.

Fazit

Kann im Fall von Kanada von Rosinenpickerei gesprochen werden? Nebst den gut ausgebildeten Personen aus anderen Staaten müssen nun auch noch junge Menschen rekrutiert werden. Dieses System kann nicht aufgehen, ein Problem zieht das nächste nach sich. Die letzten Länder, welche zu wenige junge Menschen haben, stehen dann vor einem Problem. Dies ist natürlich sehr plakativ formuliert. Ideen, welche die Rentenkassen über Umwege finanziell aufbessern sollen, haben leider oft auch ein Manko. Quersubventionierungen, zum Beispiel aus der Erhöhung der Mehrwertsteuer, machen dabei auch wenig Sinn, da gerade Menschen mit mittleren und weniger hohen Einkommen nichts davon haben. Ob das Geld über den Lohn in die Rentenkassen fliesst oder über andere Abgaben: Die Kaufkraft der Menschen sinkt in beiden Fällen. Letzten Endes braucht das System eine Generalüberholung, damit es eine Rentensicherheit überhaupt wieder für alle geben kann.

Quellen

- Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2013). *Voneinander lernen: Wie verändert sich die Welt*. Gefunden am 11.01.2014 unter www.demografischechance.de/die-themen/themen-dossiers/demografie-international/voneinanderlernen.html.
- Le Monde Diplomatique (Hrsg.) (2009). *Atlas der Globalisierung: Sehen und verstehen, was die Welt bewegt* (S. 14–15). Berlin: Taz-Verlag und Vertriebs-Gesellschaft.

Müssen die Spitex und die Soziale Arbeit bald die gleichen Aufgaben erfüllen?



Jasmin Rothen
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit

Die Menschen werden immer älter, und aufgrund der heutigen medizinischen Fortschritte kann man auch mit Krankheiten oder Behinderungen alt werden. Es braucht dementsprechend genügend Pflegepersonal. Um die stationäre Pflege zu reduzieren, versucht man die ambulante Medizin zu fördern. Die Menschen werden zu Hause von der Spitex und/oder von Angehörigen gepflegt. Die Spitex bekommt daher einen immer höheren Stellenwert und erhält dadurch auch neue Aufgaben. Einige Tätigkeiten haben grosse Ähnlichkeit mit den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit.

Die Hauptaufgabe der Spitex besteht darin, dass sie ihren Klientinnen und Klienten bei der Bewältigung ihres Alltags hilft. Auch in der Sozialen Arbeit, speziell in der Sozialpädagogik, verfolgt man dieses Ziel. Dort arbeitet man ebenfalls mit Menschen, die ihren Alltag nicht mehr ohne Hilfe bewältigen können. Es sind zwar eher jüngere bis Menschen im mittleren Lebensalter, aufgrund des demografischen Wandels wäre es jedoch durchaus möglich, dass man hier vermehrt mit älteren Menschen zu tun haben könnte.

Zu erwähnen ist auch, dass durch die Fortschritte in der Medizin auch behinderte oder suchtkranke Menschen eine längere Lebenserwartung haben und häufiger das AHV-Alter erreichen. Die Arbeit mit suchtkranken Menschen gehört in der Sozialen Arbeit zum Alltag. Aufgrund der längeren Lebenserwartung wird die Spitex daher in Zukunft immer häufiger mit solchen Fällen konfrontiert sein.

Die Spitex könnte immer mehr zu einer Koordinatorin und Vermittlerin zwischen verschiedenen Hilfssystemen werden. Dies gehört auch zu den Aufgaben der Soziokulturellen Animation. Sie vermittelt vor allem zwischen Quartieren, Gemeinden und Institutionen. Aufgrund der immer stärker fördernden ambulanten Medizin und Pflege im Alter ist es möglich, dass die Spitex mehr soziomedizinische Aufgaben bekommt, indem sie vor allem zwischen Angehörigen, Ärzten und Spitälern vermittelt.

Aufgrund des zu erwartenden Mangels an medizinischen Pflegefachkräften wäre jedoch auch eine stärkere medizinische Orientierung der Spitex möglich. Diese könnte dazu beitragen, dass pflegerische und hauswirtschaftliche Leistungen noch mehr getrennt werden. Die Spitex wäre nur noch für die Pflege zuständig, und für die hauswirtschaftlichen Tätigkeiten kämen Angehörige oder Freiwillige zum Einsatz. Vor allem würde eine solche Entwicklung aber auch heissen, dass die Spitex-Mitarbeitenden regelmässig an Weiterbildungen und möglicherweise Umschulungen teilnehmen müssten, was einen zusätzlichen Aufwand bedeuten würde.

Natürlich ist die Spitex nach wie vor dafür bekannt, dass sie zum medizinischen Arbeitsfeld gehört. Schliesslich bedeutet Spitex spitalexterne Hilfe und Pflege. Spitex unterstützt bei Krankheit, Behinderung, Gebrechlichkeit usw. In der Spitex arbeiten diplomierte Pflegefachleute, Fachangestellte Gesundheit, Hauspflegerinnen und andere. Sie betreuen rund 37'000 Klientinnen und Klienten (Stand 01.01.2012, Spitex Verband Kanton Bern). In der Sozialen Arbeit sind vor allem Sozialarbeiterinnen, Sozialpädagogen und Soziokulturelle Animatorinnen tätig.

Abschliessend kann man sagen, dass manche Aufgabenbereiche der Sozialen Arbeit und der Spitex Ähnlichkeiten haben. Die Spitex kümmert sich jedoch nach wie vor klar um medizinische und pflegerische Aufgaben. Durch den demografischen Wandel ist es jedoch möglich, dass sich die Aufgaben der Spitex jenen der Sozialen Arbeit immer mehr angleichen.

Quellen

- Höpflinger, François & Perrig-Chiello, Pasqualina (2012). *Pflegepraxis. Pflegenden Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege* (1. Auflage, S. 275–303). Bern: Huber.
- Spitex Verband Kanton Bern (2012). *Spitex – Hilfe und Pflege zu Hause*. Gefunden am 10.01.2014 unter www.spitexbe.ch/.

Durch eine Entschädigung pflegender Angehöriger von pflegebedürftigen alten Personen würde der Staat einen wertvollen Beitrag zur Sicherung der Alterspflege leisten



Daniel Slama
Student Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit

Mehr als die Hälfte aller Frauen und Männer in der Schweiz müssen sich im Laufe ihrer mittleren Lebensjahre mit der Pflegebedürftigkeit eines Elternteils auseinandersetzen (Höpflinger 2012, S. 37). Obwohl das Ausmass an gegenseitiger familialer Unterstützung als weitgehend private Angelegenheit betrachtet wird, unterstehen Eltern und Kinder gemäss ZGB Artikel 272 einer wechselseitigen Beistands- und Rücksichtspflicht, die jedoch nur die moralische Verantwortung zwischen Eltern und ihren Kindern umschreibt (Höpflinger 2012, S. 56). Laut François Höpflinger und Pasqualina Perrig-Chiello (2012) werden zwei Drittel aller älteren pflegebedürftigen Menschen zu Hause hauptsächlich von ihren Angehörigen betreut. In erster Linie handelt es sich dabei um die Unterstützung durch die Partnerin oder den Partner (S. 300). Nicht selten sind es aber gemäss Höpflinger (2012) auch die erwachsenen Kinder (vor allem die Töchter), die für die Pflege ihrer Eltern aufkommen. Sofern alle im gleichen Haushalt leben, erhalten sie gemäss ZGB Artikel 334 eine entsprechende Entschädigung. Dabei bleibt die Tatsache unberücksichtigt, dass heutige familiäre Hilfe und Pflege zugunsten pflegebedürftiger alter Eltern meistens ausserhalb des eigenen Haushalts geleistet werden (S. 57–58). Diese Herausforderung bringt für die unterstützenden Angehörigen eine beruflich-pflegerische Doppelbelastung mit sich (Höpflinger 2012, S. 37). Und da mehr Frauen erwerbstätig sind als früher, geraten auch mehr Töchter in einen Vereinbarkeitskonflikt zwischen familiären Verpflichtungen und Beruf (Höpflinger & Perrig-Chiello 2012, S. 289).

Zuzana Slama (Interview vom 13. Januar 2014) bestätigt diese Doppelbelastung. Neben ihrem 90 % -Arbeitspensum pflegt und unterstützt sie ihre Eltern. Sie pendelt mehrmals in der Woche mittags und am Abend zwischen ihrem Zuhause, ihrem Arbeits- sowie dem Wohnort ihrer Eltern. Dies bringt eine enorme psychische sowie physische Belastung mit sich. Gerne würde sie weniger arbeiten, um sich mehr um ihre Eltern zu kümmern, jedoch kann sie sich ein kleineres Arbeitspensum aus finanziellen Gründen nicht leisten. Auch Gigi Licci (Interview vom 11. Januar 2014) erzählt, dass er sich nur um den pflegebedürftigen Schwiegervater kümmern kann, weil er arbeitslos ist. Obwohl er seinen Schwiegervater sehr gerne unterstützt, würde er sich wünschen, dass seine Arbeit entsprechend entlohnt würde. Laut Höpflinger und Perrig-Chiello (2012) wird die Hilfe durch erwachsene Kinder aufgrund der Vereinbarungskonflikte zwischen Beruf und familiären Verpflichtungen immer weniger selbstverständlich. In Anbetracht dessen, dass immer mehr Frauen mittleren Alters geschieden und auf die Berufstätigkeit angewiesen sind, werden sie sich künftig zunehmend in Richtung der beruflichen Option entscheiden. Tendenziell werden zukünftig erwachsene Kinder ihre Pflegeverpflichtungen vermehrt delegieren, indem sie private Pflegepersonen finanzieren, anstatt selbst aktiv zu werden. Gleichzeitig werden sich die traditionellen Verpflichtungsgefühle gegenüber alten Eltern bei nachkommenden Generationen reduzieren (S. 289–300).

Man könnte also annehmen, dass durch eine finanzielle Unterstützung des Staates die Alterspflege durch Angehörige wieder einen Aufschwung erleben und somit einen wichtigen Beitrag zum System der Alterspflege leisten würde. Es bleibt dennoch fraglich, ob zukünftige Generationen die dazu nötigen Verpflichtungsgefühle mitbringen würden. Wahrscheinlich wird es eine Kombination von professioneller sowie informeller Alterspflege brauchen, um dem demografischen Wandel gerecht zu werden, wobei es wünschenswert wäre, auch die informelle Alterspflege durch Angehörige entsprechend zu entlohnen, weil sie einen wichtigen Beitrag zum Funktionieren unserer Gesellschaft leistet.

Quellen

- Höpflinger, François (2012). Altern in der Schweiz – demografische, gesundheitliche und gesellschaftliche Entwicklungen. In Pasqualina Perrig-Chiello & François Höpflinger (Hrsg.). *Pflegepraxis. Pflegende Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege* (1. Auflage, S. 29–62). Bern: Huber.
- Höpflinger, François & Perrig-Chiello, Pasqualina (2012). Zukünftige Entwicklung der informellen und ambulanten Pflege im Alter. In: Pasqualina Perrig-Chiello & François Höpflinger (Hrsg.). *Pflegepraxis. Pflegende Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege* (1. Auflage, S. 275–303). Bern: Huber.

Friede – Freude – Eierkuchen?



Julia Minder
Fachstelle Opferhilfe TG
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit

Häusliche Gewalt gegenüber Kindern und Frauen hat in den letzten Jahrzehnten markant an Aufmerksamkeit gewonnen. Aber Gewalt im Alter? Gibt es die überhaupt? Die Unabhängige Beschwerdestelle für das Alter UBA macht in ihrem letzten Jahresbericht darauf aufmerksam, dass das Thema oft in Vergessenheit gerät. Trotzdem entspricht die Gewalt im Alter einer Realität, die es vor allem im Hinblick auf den bevorstehenden demografischen Wandel nicht zu unterschätzen gilt (UBA 2012, S. 2).

Seit zehn Jahren existiert an unterschiedlichen Standorten in der Schweiz die Unabhängige Beschwerdestelle für das Alter (UBA). Gemäss ihrer Präsentation in der «Schweizerischen Ärztzeitung» 2013 (Somaini & Wettstein 2013) nimmt sie Beschwerden entgegen, vermittelt, schlichtet und berät in Konfliktsituationen. Während der letzten drei Jahre verzeichnete die UBA über 900 Anfragen. Bei den Abklärungen traf die Beschwerdestelle sowohl auf passive wie auch auf aktive Formen der Gewalt gegenüber alten und pflegebedürftigen Menschen, erläutern Bertino Somaini und Albert Wettstein (ebd.). Das Departement des Innern des Kantons Solothurn präzisiert, dass einerseits konkrete psychische, physische oder sexuelle Gewalt ausgeübt wird, andererseits zeigt sich die Gewalt auch in Form von Vernachlässigung oder der Erschleichung finanzieller Geldleistungen (Kanton Solothurn 2004). Besonders frappant ist die hohe Dunkelziffer – die Experten der UBA schätzen, dass sich jede fünfte pflegebedürftige Person in der Schweiz misshandelt fühlt. Die gewaltausübenden Personen sind Pflegerinnen und Pfleger in Heimen oder aber auch die Pflegenden aus dem nächsten familiären Umfeld. Die Gründe für diese Misshandlungen liegen meist in der Überforderung und Hilflosigkeit der Pflegenden und können ein Hilferuf sein (Somaini & Wettstein 2013). Laut einem Vergleich der Fallzahlen der UBA aus den Jahren 2010 bis 2012 finden rund 45 % der Gewaltvorfälle im institutionellen Rahmen statt. Dabei konnte die UBA in den letzten Jahren die Tendenz verzeichnen, dass die zuständigen Personen relativ früh die Symptome einer Misshandlung erkannt und dementsprechend Beratung gesucht haben. Diese Entwicklung lässt sich mit der verstärkten Sensibilisierung und Schulung des Pflegepersonals erklären (Somaini & Wettstein 2013).

Vor allem in der Bevölkerung, bei Fachpersonen der Sozialen Arbeit und pflegenden Familienangehörigen fehlen diese Aufklärung und Sensibilisierung aber noch weitgehend. Häusliche Gewalt im Alter ist noch immer ein Tabuthema, bestätigt auch Hansueli Mösle (Mösle 2014).

Mit der zunehmenden Alterung unserer Gesellschaft wächst laut François Höpflinger (Höpflinger 2012) nicht nur die Zahl der Personen, die Pflege benötigen, sondern es sind verhältnismässig auch immer weniger jüngere und ausgebildete Personen vorhanden, die eine professionelle Pflege gewährleisten können. Weiter gibt Höpflinger zu bedenken, dass die Zunahme der Komplexität, der Überlastung und der Kosten für die institutionelle Pflege zur Folge haben werden, dass vor allem der Bereich der häuslichen Betreuung weiter ausgebaut werden muss. Ältere Menschen wollen in unserer individualisierten Gesellschaft so lange wie möglich eigenständig und zu Hause bleiben. Es werden dementsprechend immer mehr Alte zu Hause gepflegt, oftmals von ungeschulten Verwandten. Somit steigt die Gefahr der Überforderung und damit das Risiko für eine Gewaltanwendung (Höpflinger 2012). Findet diese Gewalt ausserdem in den eigenen vier Wänden statt, ist die Geheimhaltung und Bagatellisierung noch wahrscheinlicher, stellt Albert Wettstein, Leiter des Stadtärztlichen Dienstes Zürich, fest (Somaini & Wettstein 2013). Daher wird besonders schwierig sein, die Betroffenen zu erreichen und zu schützen (Lier 2007). Häuslicher Gewalt kann man entgegenwirken, indem man das Thema auf den Tisch bringt, die Bevölkerung und Schlüsselpersonen sensibilisiert und aufklärt. Anja Bremi, Präsidentin der UBA, fordert die Wachsamkeit und Sensibilisierung besonders von Fachpersonen aus Sozialämtern, Erwachsenenschutzbehörden und der Polizei sowie Hausärztinnen und Hausärzten (Lier 2007). Mösle nimmt die Politik in die Pflicht, sie sei jetzt gefordert, bestehende Lücken im Beratungsnetz zu schliessen und niederschwellige Angebote zu fördern. Denn nur dort, wo dem Problem die notwendige Beachtung geschenkt werde, könnten Fälle von Misshandlungen und Gewalt im Alter erkannt, gelindert oder vermieden werden (Mösle 2014).

Quellen

- Lier, Edith (2007). Tabuthema Gewalt gegen Alte. In: *Beobachter*, 13/2007. Gefunden am 16.01.2014 unter www.beobachter.ch/dossiers/altenpflege/artikel/tabuthema_gewalt-gegen-alte/.
- Höpflinger, François (2012). Altern in der Schweiz – demografische, gesundheitliche und gesellschaftliche Entwicklungen. In Pasqualina Perrig-Chiello & François Höpflinger (Hrsg.). *Pflegepraxis. Pflegende Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege* (1. Auflage, S. 29–62). Bern: Huber.
- Kanton Solothurn, Departement des Innern (ohne Datum). *Gewalt im Alter*. Gefunden am 16.01.2014 unter www.so.ch/departemente/inneres/soziale-sicherheit/familie-generationen/alter/gewalt-im-alter.html.
- Unabhängige Beschwerdestelle für das Alter [UBA]. 2012. *Jahresbericht 2012*. Gefunden am 16.01.2014 unter www.uba.ch/fileadmin/dateien/ch/UBA_Jahresbericht2012_neu.pdf.
- Mösle, Hansueli (2014). Gewalt im Alter. In Senline, die Onlinezeitung für Generationen. Gefunden am 16.01.2014 unter www.senline.net/index.php?page=407Misshandlung%20alter%20Menschen%20%E2%80%93%20eine%20Realit%C3%A4t
- Somaini, Bertino & Wettstein, Albert (2013). Die Unabhängige Beschwerdestelle (UBA) für das Alter stellt sich vor. *Schweizerische Ärztezeitung* 2013; 94: 25, 981–983.

Das World Café



Jasmin Jung-Blattmann
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Am Donnerstagnachmittag der Internationalen Studienwoche fand das sogenannte World Café statt. Das World Café ist eine Grossgruppenmoderationsmethode, welche es erlaubt, dass viele Personen in relativ kurzer Zeit gemeinsam über ein Thema reflektieren. Diese Reflexion findet in einem lockeren, an die Atmosphäre eines Cafés erinnernden Rahmen statt. Dabei wird an verschiedenen Tischen à ca. zehn Personen diskutiert. Nach einer gewissen Zeit wird gewechselt, und die Teilnehmenden begeben sich an einen anderen Tisch, um eine weitere Frage zu diskutieren. Moderiert werden die Diskussionen an den Tischen von Studierenden, welche die Resultate der Diskussion auf den Tischtüchern festhalten.

Die Vorbereitungen für das World Café begannen bereits vor der Studienwoche. Die Modulverantwortlichen führten mit einer Gruppe von Studierenden in einem Workshop ein Brainstorming durch, um die zu diskutierenden Fragen für das World Café zu finden. Aus den vielen guten Ideen wurden schliesslich drei ausgewählt, welche dann in der Studienwoche zur Diskussion gestellt wurden. Die Fragen lauteten wie folgt:

1. Wie werden sich die Berufsfelder der Sozialarbeit, der Soziokultur und der Sozialpädagogik durch den demografischen Wandel verändern? Wie müssen Angebote der Sozialarbeit, der Soziokultur und der Sozialpädagogik gestaltet sein, um Menschen im dritten und vierten Lebensalter zu erreichen?
2. Welche gesellschaftlichen Aufgaben hat die Profession der Sozialen Arbeit im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel?
3. Wie können sich die Beziehungen zwischen den Generationen aufgrund des demografischen Wandels verändern? Welche neuen familiären Rollen gilt es in den Blick zu nehmen?

Am Ende des Nachmittags fassten drei Studentinnen die Resultate der Diskussionen aller Tische zusammen, verschriftlichten sie und präsentierten sie vor dem Plenum. Die nachfolgenden drei Beiträge legen die Ergebnisse des World Cafés der Internationalen Studienwoche dar.



Ramona Binzegger
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit

Zur Fragestellung 1 des World Cafés

Wie werden sich die Berufsfelder der Sozialarbeit, der Soziokultur und der Sozialpädagogik durch den demografischen Wandel verändern? Wie müssen Angebote der Sozialarbeit, der Soziokultur und der Sozialpädagogik gestaltet sein, um Menschen im dritten und vierten Lebensalter zu erreichen?

Die Studierenden waren sich einig, dass alle Arbeitsbereiche der Sozialen Arbeit sowohl vorausschauend wie auch flexibel und dynamisch hinsichtlich des demografischen Wandels agieren sollten. Die Berufsfelder werden sich definitiv verändern, aber in welche Richtung das sein wird, kann nicht eindeutig prognostiziert werden. Wichtig erscheint, die gesammelten Erfahrungen mit den bisher vorherrschenden Zielgruppen als Ressource zu betrachten und im Handlungsfeld mit älteren Menschen zusammenzuarbeiten. Als zentral wurden die Aspekte der Bedürfnisorientierung und Partizipation erwähnt. Wir sollten versuchen, Hemmungen und Berührungängste mit älteren Menschen abzulegen und aktiv auf sie zuzugehen, um das «Wie» unserer Arbeit zu beantworten.

Die Migrationsthematik darf auf keinen Fall ausser Acht gelassen werden. Die Integration von Migrantinnen und Migranten sollte auf der Agenda weiterhin ganz weit oben stehen. Noch stärker als bisher muss sich die Soziale Arbeit zukünftig interdisziplinär ausrichten. Fachpersonen aus anderen Gebieten, welche heute schon Experten in Altersfragen sind, sollten unbedingt als Coaches beigezogen werden. Auch könnte es sich lohnen, nach Best-Practice-Beispielen im Ausland Ausschau zu halten. Um den vielfältigen Ansprüchen gerecht zu werden, die der Wandel mit sich bringen wird, muss die theoretische Annäherung in den Ausbildungsstätten mehr Platz einnehmen. Ein zentraler Fokus wird nach Meinung der Studierenden auf der Arbeit mit Freiwilligen liegen. Den sensiblen Umgang mit dieser wichtigen Gruppe müssen wir verinnerlichen.

Als Konklusion und wichtigste Voraussetzung für den Umgang mit dem demografischen Wandel wurde bei allen Gruppen die Sozialpolitik erwähnt. Wir können es uns nicht erlauben, politisch inaktiv zu sein. Engagement, Selbstvertrauen und Verhandlungsfähigkeit sind heute und in Zukunft gefragt!



Lea von Büren
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit

Zur Fragestellung 2 des World Cafés

Welche gesellschaftlichen Aufgaben hat die Profession der Sozialen Arbeit im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel?

Als Erstes gilt es zu erwähnen, dass beim Betrachten des soziodemografischen Wandels und unserer Arbeit mit den verschiedenen Generationen und Altersgruppen nicht die unterschiedlichen sozioökonomischen Stellungen der Menschen vergessen gehen dürfen. Die Folgen des soziodemografischen Wandels bringen (neue) soziale Ungleichheiten mit sich, die es seitens der Sozialen Arbeit aufzuzeigen und aufzulösen gilt.

Die Forschung soll bei der Legitimation der Beteiligung der Sozialen Arbeit im Bereich der Altersarbeit helfen. Es ist die Aufgabe der Profession, zu beobachten und interdisziplinär das Feld zu erforschen, um so auch neue Berufsfelder zu schaffen, die sich durch den soziodemografischen Wandel entwickeln. Weiter ist es wichtig, das Selbstbewusstsein aller Professionellen der Sozialen Arbeit zu stärken: nach innen wie auch nach aussen. Das hilft, in der Öffentlichkeit sicher aufzutreten und sich auch in der Politik klar zu positionieren. Wir müssen als Professionelle der Sozialen Arbeit Lobbyarbeit leisten und uns politisch als Expertinnen und Experten bei den verschiedenen gesellschaftlichen Themen einschalten. Gerade bei einem Thema wie dem soziodemografischen Wandel, das in der politischen Agenda aktuell behandelt wird, ist es die Aufgabe der Fachpersonen der Sozialen Arbeit, sich mit ihrer fachlichen Meinung zu beteiligen.

Die Sensibilisierung der Öffentlichkeit ist eine weitere wichtige Aufgabe der Sozialen Arbeit, das heisst, die verschiedenen Altersgruppen zu informieren und über die anderen Lebensphasen aufzuklären. Ausserdem müssen Möglichkeiten zur Begegnung zwischen den Generationen geschaffen werden. Das erhöht die Solidarität zwischen den verschiedenen Lebensgruppen und hilft, den Generationenvertrag aufrechtzuerhalten. Doch damit wir nicht alle als einzelne Professionelle agieren müssen, ist es wichtig, den Berufsverband «Avenir Social» als Vertretung unserer Interessen zu sehen. Über den Berufsverband ist es auch möglich, die Profession in der Politik zu stärken.



Verena Egli Felber
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit

Zur Fragestellung 3 des World Cafés

Wie können sich die Beziehungen zwischen den Generationen aufgrund des demografischen Wandels verändern? Welche neuen familiären Rollen gilt es in den Blick zu nehmen?

Was die Beziehungen zwischen den Generationen anbelangt, wird allgemein angenommen, dass die Solidarität weiter abnehmen wird. Vermehrt wollen sich die immer fitteren Älteren um ihre eigenen Projekte kümmern. Die Familienunterstützung hat nicht mehr erste Priorität. Ob es eine Krise brauche, um wieder näher zusammenzurücken, wurde als Frage in den Raum gestellt. Traditionelle Familienwerte könnten durch einen wirtschaftlichen Abschwung wieder an Bedeutung gewinnen. Weiter wird eine Zunahme von Unstimmigkeiten zwischen Jung und Alt erwartet, die auf der Tatsache beruhe, dass immer weniger Junge für immer mehr Ältere in der Altersvorsorge aufkommen müssten. Die Babyboomer-Generation verfügt über ein grosses politisches Gewicht und über einmalige finanzielle Möglichkeiten, die die Ungleichverteilung in unserer Gesellschaft noch weiter verschärfen werden.

Wegen grosser Distanzen zu ihren Familienangehörigen können die Wissens- und Zeitressourcen der älteren Generation oft nicht eingesetzt werden. Dies erfordert das Denken über die eigene Familie hinaus. Die Familie muss grösser gedacht werden. Von Migrantinnen-Communities können wir lernen, wie wirksam gegenseitige überfamiliäre Hilfe sein kann.

Mit dem Bau von Mehrgenerationen-Häusern und der Aktivierung von Nachbarschaftshilfe könnten der Vereinsamung im Alter und dem Zerfall von familiären Strukturen sowie gegenseitigen Vorurteilen entgegengewirkt werden.

Welche familiären Rollen gilt es in den Blick zu nehmen?

Dieses Thema wurde kontrovers diskutiert. Einige Studierende glauben, dass familiäre Werte und kinderreiche Familien wieder an Bedeutung gewinnen werden; andere denken, dass der Individualisierungsprozess noch weiter voranschreiten wird. Dass das traditionelle Eheverständnis ausge-

dient hat, ist nicht von der Hand zu weisen. Heute ist es zur Normalität geworden, die Lebenspartnerin oder den Lebenspartner auszuwechseln. Beides hat seine Vor- und Nachteile. Zunehmen wird die Beschäftigung von Frauen. Deshalb müssen neue Rollenbilder in der Familie diskutiert werden. Männer werden inzwischen als aktive Väter in der Gesellschaft wahrgenommen. In der Pflege sind Männer allerdings noch kaum vertreten. Pflegebedürftige Eltern können nicht mehr mit der Unterstützung ihrer Töchter rechnen, welche infolge beruflicher Verpflichtungen und Emanzipation nicht mehr selbstverständlich zur Verfügung stehen. Nachbarschaftshilfe im Sinne der Organisation KISS birgt ein grosses Potenzial, das die Familienhilfe ergänzen kann, wenn die Gesellschaft gewillt ist, sich neuen Formen zu öffnen.

Die Literaturliste zur Internationalen Studienwoche 2014

- Alvares de Souza Soares, Philipp (2012). Die Verlierer der Überalterung. In: *Zeit Online*. Gefunden am 07.11.2013 unter www.zeit.de/gesellschaft/2012-04/demografie-deutschland-regierung.
- Berg, Sibylle (2007). Gepiercte Alte. *Zeit Online*. Gefunden am 07.11.2013 unter www.zeit.de/online/2007/50/sibylle-berg-altern/komplettansicht.
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2013). *Gesamtrechnung der Sozialen Sicherheit 2011: Stagnierende Sozialleistungsquote trotz steigender Sozialleistungen*. Gefunden am 18.12.2013 unter www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/dienstleistungen/publikationen_statistik/publikationskatalog.html?publicationID=5326.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2013). *Voneinander lernen: Wie verändert sich die Welt*. Gefunden am 18.12.2013 unter <http://www.demografische-chance.de/die-themen/themen-dossiers/demografie-international/voneinander-lernen.html>.
- Colombier, Carsten (2012). *Demografischer Wandel stellt die Gesundheitspolitik primär in der Pflege vor grosse Herausforderungen*. Gefunden am 18.12.2013 unter www.dievolkswirtschaft.ch/editions/201203/Colombier.html.
- de Beauvoir, Simone (2005). *Ein sanfter Tod*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Eichenberger, Reiner (2002). Die Überalterung ist unser Glück. *Die Weltwoche*, 28/2002. Gefunden am 19.12.2013 unter www.weltwoche.ch/ausgaben/2002-28/artikel-2002-28-die-ueberalterung.html.
- Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (Hrsg.) (2013). *Demographie, Ressourcen und die Bedeutung der Migration*. Bern: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen.
- Eurostat, & European Commission (Hrsg.) (2011). *Demography Report 2010: Older, more numerous and diverse Europeans*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
- Frey, René L. (2003). *Demografischer Wandel: Auswirkungen auf die schweizerische Volkswirtschaft*. Vortrag. Gefunden am: 17.12.2013 unter www.crema-research.ch/bawp/2005-02.pdf.
- Frisch, Max (1981). *Der Mensch erscheint im Holozän*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Groth, Hans (2010). *Demografie und die Zukunft der Schweiz – die Politik ist gefragt*. Gefunden am 07.11.2013 unter www.demographic-challenge.com/files/downloads/125fd7889b1a58c9677d92801c0d7a58/dc_demo-graphie_und_die_zukunft_der_schweiz_die_politik_ist_gefragt_groht_170210.pdf.
- Hahmann, Julia (2013). *Freundschaftstypen älterer Menschen: Von der individuellen Konstruktion der Freundschaftsrolle zum Unterstützungsnetzwerk*. Dordrecht: Springer.
- Höpflinger, François (2012). Altern in der Schweiz – demografische, gesundheitliche und gesellschaftliche Entwicklungen. In Pasqualina Perrig-Chiello & François Höpflinger (Hrsg.), *Pflegepraxis. Pflegenden Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege* (1. Auflage, S. 29–62). Bern: Huber.
- Höpflinger, François, & Perrig-Chiello, Pasqualina (2012). Zukünftige Entwicklung der informellen und ambulanten Pflege im Alter. In Pasqualina Perrig-Chiello & François Höpflinger (Hrsg.), *Pflegepraxis. Pflegenden Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege* (1. Auflage, S. 275–303). Bern: Huber.
- Le Monde Diplomatique (Hrsg.) (2009). *Atlas der Globalisierung: Sehen und verstehen, was die Welt bewegt*. Berlin: Taz-Verlag und Vertriebs-Gesellschaft.
- Leisering, Lutz (1992). *Sozialstaat und demografischer Wandel*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Mariani, Daniele (2012). *Überalterung als Herausforderung für die Städte*. Gefunden am 07.11.2013 unter www.swissinfo.ch/ger/gesellschaft/ueberalterung_als_herausforderung_fuer_die_staedte.html?cid=34103030.
- Meier, Gerhard (2005). *Ob die Granatbäume blühen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Münz, Rainer (2012). Unsere Lebenserwartung steigt täglich. *Tages-Anzeiger*. Gefunden am 07.11.2013 unter <http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Unsere-Lebenserwartung-steigt-taeglich/story/21134939>.
- Münz, Rainer (2013). Die wachsende und die schrumpfende Schweiz. In Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (Hrsg.), *Terra Cognita. Demographie und Migration* (S. 20–24).

-
- Obermüller, Klara (2007). *Weder Tag noch Stunde: Nachdenken über Sterben und Tod*. Frauenfeld: Huber Verlag.
 - Richenhagen, Gottfried (2007). Demografischer Wandel in der Arbeitswelt: Internationale Vergleiche weisen den Weg. In: *Zeitschrift für Arbeitswissenschaft*, 2/2007, Gefunden am 04.12.2013 unter www.agenturmark.de/file-admin/.../Internationale_Vergleiche.pdf.
 - Rieder, Stefan; Peter, Colette; Matti, Daniel, & Müller, Emanuel (2011). *Demografischer Wandel in ruralen Räumen: Das Beispiel des Brain-Drain Brain-Gain*. Gefunden am 04.12.2013 unter: www.hslu.ch/fachartikel.pdf.
 - Roth, Philip (2006). *Jedermann*. München: Hanser Verlag.
 - Schweizerische Eidgenossenschaft (Hrsg.) (2013). *Demographie und Migration. Terra Cognita*, (23). Bern: Bundespublikationen.
 - Staatssekretariat für Wirtschaft SECO (Hrsg.) (2009). *Demografischer Wandel und Regionalentwicklung*. Gefunden am 04.12.2013 unter www.infras.ch/downloadpdf.php?filename=B-1933a%20Schlussbericht%20Demografie%20und%20Regionalentwicklung.pdf.
 - Staatssekretariat für Wirtschaft SECO (Hrsg.) (2013). *Demografischer Wandel und seine Folgen*. Gefunden am 18.12.2013 unter www.seco.admin.ch/themen/00385/02023/03454/03456/index.html?lang=de.
 - Steiner, Ilka (2013). Migration und Demographie – Eine Übersicht zu Themen und Fragestellungen. In Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (Hrsg.), *Terra Cognita. Demographie und Migration* (S. 12–16).
 - Storni, Marco & Schmid, Martin (2007). Input Spezial: *Demografischer Wandel*. Gefunden am 04.12.2013 unter www.jugend-wirtschaft.ch/bausteine.net/f/10099/Input-Spezial-Demografischer-Wandel.pdf?fd=0.
 - Widmer, Urs (2013). *Reise an den Rand des Universums*. Zürich: Diogenes.
 - Zimmerli, Joëlle (2010). Das Alter hat differenzierte Bedürfnisse. *Schweizer Gemeinde*, 11/2010. Gefunden am 04.12.2013 unter www.zimraum.ch/studien/das-alter-hat-differenzierte-beduerfnisse.

Rückblick: Die Woche in Bildern



Natalija Boskovic
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit



Petra Helfenstein
Studentin Hochschule
Luzern – Soziale Arbeit



Remo Bissig
Student Hochschule Luzern –
Soziale Arbeit















Herausgeberinnen: Prof. Simone Gretler Heusser und Jasmin Jung-Blattmann

Cover: Digital Vision/getty images

Fotografien: S. 35: Konfetti im Kopf e. V.; S. 49 – 52: Natalija Boskovic, Petra Helfenstein und Remo Bissig

Gestaltung: Hochschule Luzern

Korrektur: Nicole Habermacher, punkto, Luzern

Druck: Odermatt AG, Dallenwil

Copyright: Autorinnen und Autoren

Ausgabe: Juni 2014

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Werftstrasse 1
Postfach 2945
6002 Luzern
Schweiz
T +41 41 367 48 48
sozialarbeit@hslu.ch
www.hslu.ch/sozialarbeit

